Biographische
Denkmale.

Von
K. A. Varnhagen von Ense.

LESE VEREIN
IN
PFAFFENHOFEN

Erster Theil.

Wien, 1825.
Gedruckt und verlegt bey Ch. F. Schade.

Graf Wilhelm zur Lippe.

Die deutschen Lebensgebiete haben von jeher den eignen Anblick gewährt, daß sie die Fülle der herrlichsten Gaben und Kräfte immer auch durch den Drang der größten Schwierigkeiten und Hindernisse umstellen, und kaum der übermächtigsten Anstrengung dann und wann gestatten, zu ihrem Ziel in das offene Weite völlig durchzubrechen. Die Anlage zum Großen, die Kraft zum Thätigen, der Eifer der Gesinnung, erscheinen hier stets in reichster Darbietung, aber alsobald setzt das Leben sich ihnen entgegen von allen Seiten, drängt sie nieder auf geringere Stufen und beschränkt sie auf engeren Raum, als ihrem inneren Berufe zu gebühren schien. Die Gemüthskraft und Geistesstärke des Einzelnen mag noch so groß seyn, die der Nation, vertheilt und belebt in ihren getrennten Gliedern, steht mächtiger daneben, und verwehrt die großen freyen Bahnen, die wir bey andern Völkern jedem Außerordentlichen so bald und leicht eröffnet sehn. Unsre Literatur wie unsre Politik sind reich an Beyspielen dieser Eigenheit; unsre Helden in beyden, unsre Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Refor-

matoren, Bildner in Kunst und Leben, alle mußten ihre größten Gaben ausgestattet für Vollgewinn, um geringeren verwenden, der selbst nur um jenen Preis erreichbar wurde. Auch Luther und Friedrich der Große, gerüstet und berufen für die Gesammtheit des Vaterlandes, konnten in dessen Vielgestalt und Zersplitterung, wie mächtige Werke sie auch darin gebildet, nicht das Ganze vereinigend umfangen.

In dieser Eigenthümlichkeit, die über unsere Geschichten, wie über die griechischen, einen beseelenden Reiz, aber auch eine wehmüthige Trauer verbreitet, müssen wir auch den Gesichtspunct festhalten für die würdige Betrachtung des Helden, dessen Leben hier erzählt werden soll. Eines Helden unstreitig im vollen Sinne des Wortes; der, indem er Großes ausführte, nur bewies, wie viel Größerem er gewachsen war. Regierender Fürst mit eignem Kriegsgefolge und Feldhauptmann fremder Heere, dreyen Königen verbündet und dienend, führte er Krieg mit Glück und Ruhm gegen Franzosen und Spanier, erbaute Festungen, noch daurend mit seinem Nahmen, in Deutschland und Portugal, wirkte nah und fern unablässig in hoher Gesinnung und segenvoller Thätigkeit, nahm regen Antheil an Geistesbildung und Wissenschaft, deren vaterländisches Gedeihen er früh zu schätzen wußte und zu pflegen, und gewährte in seinem ganzen Dastehn das Bild eines großen Mannes, der durch innre Tugend aus der Menge von Gleich- und Höhergestellten hervorglänzt, und nur in allzu engen Schranken den Werth seiner unverhältnißmäßigen Eigenschaften entfaltet.

Wilhelm Graf zur Lippe, von dem wir eben geredet, auch Graf zu Schaumburg genannt, aus einem uralten in Westphalen landesherrlichen Geschlechte, wurde am 9. Januar 1724 in London geboren. Seine Mutter, eine schöne und geistreiche Frau, war eine geborne Gräfinn zu Oynhaussen, Tochter Georgs I. und der Herzoginn von Kendal; sie lebte damals in England, wegen Mißhelligkeiten, die zwischen ihr und ihrem Schwiegervater, dem regierenden Grafen zur Lippe, aus widersprechenden Gemüthsarten immer neu hervorgingen. Als letzterer im Jahre 1728 starb, trat ihr Gatte die Regierung an, sie selbst aber blieb mit ihren beyden Söhnen, von denen Wilhelm der Jüngere war, noch in England zurück, und folgte ihm erst späterhin nach Bückeburg, wo sie aber bald nach ihrer Ankunft starb. Die ersten Lebenseindrücke hatte Graf Wilhelm demnach in England empfangen, und dieses war bey dem lebhaften Feuer seines Geistes, der jener frühesten Eindrücke sich tief bemächtigte, von entscheidenden Folgen für sein ganzes Leben. Seine erste Sprache war die englische; Behandlung, Umgang und Unterricht gaben ihm englische Sitte und Sinnesart. Schon in dem Knaben zeigte sich stolze Strenge und kräftiger Wille; er war von auffallend schöner Gesichtsbildung, und wurde deßhalb oftmals bewundert und geliebkoset, dieser Ruhm der Schönheit aber dünkte ihm höchst verächtlich, er färbte sein Gesicht mit Wallnußfarbe braun, dem Vater, der ihn darüber ansprach, erwiedernd, die Leute hätten ihn gelobt wie ein schönes Mädchen, er aber wolle kein Weibergesicht haben. Für die Ausbildung des Körpers wie des

Geistes wurde bey zunehmenden Jahren verhältnißmäßig gesorgt; mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, zeichnete er sich zuerst doch vorzüglich in körperlichen Uebungen aus; er ritt, focht und tanzte vortrefflich; auch wird angemerkt, daß er mit ungewöhnlicher Stärke — im kraftreichsten Alter 19 Fuß in die Weite und 5½ Fuß in die Höhe zu springen vermochte. Er lernte Musik und Zeichnen mit gutem Erfolg. Aus der Fülle des dargebotenen wissenschaftlichen Unterrichts eignete er sich hauptsächlich mathematische und geschichtliche Kenntnisse an; mit besonderer Vorliebe vernahm er die großen Thaten der Römer, die seine ganze Seele ergriffen, und ihm als erhabene Vorbilder lebenslang gegenwärtig blieben. Auch Sprachen trieb er mit Glück; die englische und französische waren ihm von Kindheit geläufig, die italienische und späterhin die porgiesische wurden ihm leicht; im Latein brachte er es ziemlich weit, doch hatte er es in der Folge beynahe ganz wieder vergessen; das Deutsche wußte er aus dem Lebensverkehr, aber selbst in späteren Jahren, trotz vieler angewandten Mühe, nie ganz regelfest, ein beynahe allgemeiner Fehler der deutschen Vornehmen damaliger Zeit, wo der feine und richtige Ausdruck nur im Französischen gesucht wurde.

Als zweyter Sohn konnte er kaum eine andere Laufbahn, als die der Kriegsdienste, vor Augen haben. Sein Vater, der sich mit der Witwe des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen wieder vermählt hatte, überließ ihn dieser Bestimmung und dem damit verbundenen Unterricht, ohne andere Absicht und Sorge, als die, ihn möglichst entfernt zu halten; so schickte er ihn in seinem eilften Jahre

nach Genf, wohin seine Lehrer Bechefer und Dufresnoy ihn begleiteten, würdige Männer beyde, in deren zufälliger Wahl das Glück ihn begünstigt hatte; sie waren in mannigfachen Kenntnissen, der zweyte besonders in mathematischen Wissenschaften, in Feuerwerks- und Geschützkunst, sehr ausgezeichnet, und hauptsächlich zum Praktischen hingeneigt. Nachdem er hier zuvörderst im Glauben der reformirten Kirche vollständig unterrichtet und bestätigt worden, legte er sich mit ungestörtem Eifer auf die sämmtlichen Kriegswissenschaften, welche damals ein berühmter Lehrer, Nahmens Calandrini in Genf, mit großem Zulaufe vortrug. Mit guten Kenntnissen und feiner Bildung ausgestattet, kehrte er im sechszehnten Jahre an den Hof seines Vaters zurück, der ihn aber gleich wieder zur Fortsetzung seiner Studien nach Leiden und Montpellier schickte, wo er zwey Jahre blieb, dann mit Erlaubniß seines Vaters nach England ging, und daselbst als Fähndrich in die königliche Leibgarde eintrat. In seinem achtzehnten Jahre sah er durch den Tod seines älteren Bruders unvermuthet seine Aussichten verändert, und kehrte als nunmehriger Erbe dem Wunsche seines Vaters gemäß nach Bückeburg zurück. Das heimische Verhältniß mußte ihm jedoch bald drückend werden, und der Vater trug selbst immer gern wieder zu seiner Entfernung bey. Dieser sonst wohlmeynende und nicht ungebildete Herr führte in seiner steifen Hofhaltung unmäßige Pracht, verschwendete in festlichem Aufwande die Einkünfte des kleinen Landes, und belastete dasselbe durch große Schulden. Mit seiner zweyten Gemahlinn lebte er in kinderloser Ehe, und überdies, wegen

seiner anderweitigen Verbindungen, in sehr unangenehmen Verhältnissen. Die geistleere und unbedeutende, aber überaus stolze Fürstinn suchte durch andächtelnde Frömmigkeit, in der sie selbst gleichwohl keine Befriedigung fand, ihrem Gemahl zu trotzen. Eine Gräfinn von Bentink dagegen, die sich an dem kleinen Hofe aufhielt, war die Geliebte des Grafen, und herrschte durch Geist, Kenntnisse und Schlauheit; sie verursachte am meisten die Verschwendung der Landeseinkünfte, und schaltete mit Allem nach Willkür. Die Spannung, welche in diesem Kreise für den Erbgrafen entstehn mußte, machte sein Benehmen nach den verschiedenen Seiten so schwierig als ungleich, und seine Gegenwart ihm selbst wie den Andern lästig. Nachdem er seinen Vater, der damals General in holländischen Diensten war, zu dem Feldzuge in den Niederlanden begleitet, und der Schlacht bey Dettingen am 27. Juni 1743 mit Auszeichnung beygewohnt hatte — dieses waren seine ersten Waffen — reiste er nach England, um sich dem Seedienste zu widmen, gab jedoch dies Vorhaben, da er seekrank wurde, bald wieder auf, und ging nach Italien, wo er als Freywilliger im kaiserlichen Heere den Feldzug von 1745 unter dem Fürsten von Lobkowitz mitmachte, und sich durch ungestümen Muth sehr hervorthat, aber auch so tollkühn in Gefahren stürzte, daß der kaiserliche General, Graf von Schulenburg, einen Vorwand benutzte, um ihn auf gute Weise von dem Heere zu entfernen.

In Wien wurde ihm der Antrag gemacht, als Oberst in österreichische Dienste zu treten; allein er lehnte diesen Antrag ab, weil er die Unabhän-

gigkeit jetzt vorzog. Auch begab er sich alsbald wieder auf Reisen, und besuchte die Schweiz, Italien, Deutschland und England. Die Liebe zur Freyheit verband sich in ihm mit dem brennendsten Ehrgeiz. In Ermangelung größerer Gegenstände, die ihm Befriedigung geben konnten, warf seine stürmische Leidenschaft sich auf Abenteuer des täglichen Lebens, und es gab alsbald keine Unternehmung und Thorheit der Jugend, in der er nicht gesucht hätte, seine Genossen zu übertreffen. Er wetteiferte mit jedem Engländer in jeder Sache, sie mochte noch so seltsam erscheinen. Er ritt, verkehrt auf dem Pferde sitzend, einer Wette wegen, von London nach Edinburg; er machte schwierige Fußreisen, und bettelte sich in Gesellschaft eines deutschen Fürsten durch einen Theil von England. Heldenmuth und Tollkühnheit wechselten in diesen Ausführungen nach Gelegenheit und Zufall. In Italien bestand er mit dem Degen in der Faust mörderische Anfälle, denen er für einen Freund sich großmüthig bloßgestellt. Bey Regensburg, als er gehört, die Donau sey an einer Stelle so reißend, daß kein Mensch jemals dort durchgeschwommen, warf er sich unbedenklich in die gefahrvolle Fluth, und konnte kaum noch gerettet werden. In Wien zeichnete er sich durch vornehmen Anstand und glänzende Glückserfolge aus; in allen ritterlichen Uebungen erwarb er hier den größten Beyfall; als Reiter, als Fechter, blieb er unübertroffen, auch im Ballspiele wurde seine Fertigkeit bewundert. Er durfte sich großer Gunst bey Frauen rühmen, die er doch wenig beachtete: auch hierin behielt er seine eigenthümliche Weise. Eine schöne Sängerinn, in der ersten Blüthe der Ju-

gend, erweckte unbewußt die Neigung seines Herzens. Seine Freunde behaupteten, es würde ihm nicht gelingen, das Mädchen zu gewinnen und zu entführen, denn sie lebte durch angesehenen Schutz eines vornehmen Mannes in beneideten Verhältnissen. Er unternahm das Abenteuer nun aus Ehrgeiz, und bezwang seine Neigung. Er näherte sich dem schönen Frauenzimmer mit edler Zuversicht, und gewann alsbald, mehr noch als ihre Neigung, ihr Vertrauen. Sie war überrascht, statt eines Liebhabers einen ermahnenden Freund zu finden, nahm aber seinen ernsten Vorschlag, sie auf bessere Lebensbahn zurückzuführen, ohne Zaudern an, verließ den Ort ihrer Verirrung, und reiste mit ihrem neuen Führer in dessen Wagen nach England. Streng und fest blieb er auf dem langen Wege seiner gefaßten Absicht getreu, das schöne Kind erwachte mit tiefer Rührung zu edlerem Loose, und blieb unter der fürsorgenden Obhut des großmüthigen Freundes, bis dieser eine Gelegenheit fand, sie mit einem wackern und wohlhabenden Manne glücklich zu verheirathen. Diesen Seelenwerth ausgenommen, der in seinen Handlungen immer neu hervortrat, zeigte sein Leben den ganzen Leichtsinn und die Wildheit vornehmer Jünglinge, zu deren Gunsten eine ganze Welt von Einrichtungen zurechtgestellt ist; für den Anschein war er von den vielen Engländern, mit denen er sich immer zusammenfand, nicht zu unterscheiden. Ja er vermochte sogar, weil seine Stärke ihn in keiner Lage verließ, in vornehmer Leerheit mehr als Andre auszudauern, und in lärmendem Getreibe über die Gebühr zu verharren. Der Besuch von Engländern weckte selbst in seinen späteren

Tagen eine Spur solcher Gewohnheiten auf, in welchen sich Würde und Ungebundenheit seltsam verschwisterten. Seine natürliche Ungeduld, und das bewegte Leben, das er führte, ließen ihn auch im Gebiete des Wissens, wie eifrig er nach Erweiterung seiner Kenntnisse strebte und nach allen Seiten lernbegierige Blicke warf, während dieser Reisen nur wandelbare und zerstreute Beschäftigung finden. Einzig Musik und Mahlerey, die er leidenschaftlich liebte, pflegte er gründlich und anhaltender, und erwarb vorzüglich in Italien seine tiefere Kenntniß und höheren Geschmack in beyden. Die frühen Erfahrungen zu Hause und in der Fremde, sein vielfacher Umgang, und die besonderen Lagen, in die er sich versetzte, reiften desto mehr seinen Charakter, in welchem ernste Verschlossenheit neben glühender Lebensfülle, heftiges Aufbrausen neben kalter Ueberlegung, und Abenteuerlust neben Ordnungsliebe ungestört bestanden. Aus dem Wechsel solcher Zustände und Prüfungen rief ihn nach zweyjähriger Abwesenheit eine empfangene Mahnung nach Hause zurück, wo er seinen Vater krank fand, und kurz nachher im Jahre 1748 durch den Tod verlor.

Kaum hatte der Graf die Regierung angetreten, als seine Sinnesart sogleich im schroffen Gegensatze der väterlichen erschien. Er war vier und zwanzig Jahr alt, und in der ganzen Kraft jugendlichen Wollens. Die Fürstinn Mutter verließ Bückeburg, und ging auf ihren Witwensitz nach Stadthagen, die Gräfinn von Bentink zog sich in ihre Heimath zurück. So war ihm das Feld von selbst geräumt, und rücksichtslos begann er seine

Veränderungen. Sie geschahen mit Nachdruck, und von Grund aus; der ganze Zustand wurde mit Einem Schlage umgeschaffen. Alle vorhandene Pracht wurde nicht sowohl abgestellt, als mit einer Art von Wuth ausgerottet. Gebäude wurden niedergerissen, Gärten verwüstet, Geräthe verschleudert oder zerstört: die Trümmer blieben zum erinnernden Anblick rings umher liegen. Man konnte aus dieser Heftigkeit ermessen, mit welch unterdrückten Empfindungen der Graf an des Vaters Hofe bisher die verderbliche Wirthschaft angesehen hatte, was alles ihn im Innern verletzt, geärgert und empört haben mochte! Auch mit den Beamten gingen große Veränderungen vor; nur diejenigen wurden beybehalten, welche ganz in die neuen Ansichten eingingen, manche verließen von selbst einen Ort, an welchem sie für sich nichts mehr zu gewinnen sahen. Alle Gedanken des Grafen richteten sich nun mit Macht auf seinen Lieblingsgegenstand, das Kriegswesen. Bevor er jedoch in dieser Richtung seine Thätigkeit entfaltete, beschloß er, wegen des Mangels, den er in sich verspürte, eine neue große Reise bloß in dieser Absicht anzutreten, um neue Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache einzusammeln.

Er begab sich zuerst nach Berlin zu Friedrich dem Großen, um den schwarzen Adlerorden, den sein Vater gehabt, dem Könige zurückzustellen, und bey diesem Anlasse so viel als möglich die kriegerischen Anstalten dieses beyspiellos gerüsteten Staates in Augenschein zu nehmen. Durch seinen ungewöhnlichen Geist, durch seine Kenntnisse und großen Fertigkeiten erregte er die Aufmerksam-

keit des gewaltigen Königs, der ihm durch die ganze Folgezeit geneigt blieb. Er zeigte sich auch hier in den abstechenden Eigenschaften, deren Verein ihm stets eine Art abenteuerlicher Seltsamkeit verlieh. Er setzte zu Pferde, zum Schrecken der Anwesenden, über einen breiten Graben hinweg, den der König bey Charlottenburg hatte ziehen lassen, gerade um das Entkommen seiner Reiter zu verhindern. Während er sich durch solche Kraftstücke muthiger Gewandtheit berühmt machte, gewann er zugleich durch kenntnißreichen Eifer den Beyfall der Gelehrten, und die königliche Academie der Wissenschaften nahm ihn zum Ehrenmitglied auf. Von Berlin reiste er neuerdings nach Italien, wo er sich lange aufhielt, abwechselnd in reicher Lebensfülle und in einsamer Zurückgezogenheit den Uebungen der Welt und den Studien der schönen Kunst ergeben. Späterhin besuchte er Ungarn, und dachte über Konstantinopel nach Griechenland vorzudringen, woran ihn aber der Ausbruch der Pest, oder, nach Andern, der Mangel an zureichenden Hülfsmitteln verhinderte. Ueberall suchte er jetzt besonders den Umgang kriegskundiger Männer, um von ihnen in seinem Fache noch mehr zu lernen, er beachtete sorgfältig alle Anstalten und Einrichtungen, und entwarf selbst viele Plane sie zu verbessern und zu veredeln. Während dieser großen Reise entwickelte und befestigte sich völlig sein Charakter, in welchem Ernst und Gründlichkeit nunmehr entschieden herrschend wurden. Auf seiner Rückkehr kam er abermals durch Berlin, und wurde von dem Könige und von der ganzen königlichen Familie mit Achtung und Zu-

neigung aufgenommen; auch empfing er jetzt mit großer Feyerlichkeit den schwarzen Adlerorden. Friedrich der Große, schon als Kronprinz mit dem Vater als einem feingebildeten Geiste in vertraulichem Briefwechsel — noch jetzt in silberstoffenem Beutel im Archive zu Stadthagen aufbewahrt — scheint in dieser Zeit auch mit dem Sohne nähere Freundschaft angeknüpft zu haben, obwohl die beyderseitige Sinnesweise manche bedeutende Verschiedenheit offenbarte.

Nachdem Graf Wilhelm im Jahre 1753 zu Bückeburg wieder eingetroffen, ging er mit verdoppeltem Eifer an sein großes Werk. Da die Grafschaft seit dem westphälischen Frieden keine Landstände mehr hatte, so stand seinem unumschränkten Walten kein Hinderniß entgegen. Er rief zuvörderst ein altes Gesetz wieder in's Leben, wonach jeder Einwohner zum Kriegsdienste verpflichtet war, und er hielt mit größter Strenge auf dessen rücksichtslose Ausführung. Auf hundert Seelen jedes Geschlechts und Alters rechnete er sechs bis acht Soldaten, ein Verhältniß, das selten in Kriegszeiten vorkommen mag, aber in Friedenszeiten überall unerhört ist. Er errichtete ein Regiment zu Fuß von 800 Mann, eine Abtheilung Artillerie von 300 Mann, und eine Schwadron ausgesuchter vortrefflicher Reiter. Diese Truppen, lauter einheimische und vertraute Leute, bildeten einen Kern von Mannschaft, die an Tüchtigkeit und Fertigkeit nicht ihres Gleichen hatten. Der Graf unterrichtete und übte sie in den Waffen und im Dienst unablässig. Alle Zweige der Kriegswissenschaften wurden dabey mit Eifer betrieben, merk-

würdige Versuche gemacht, neue Aufgaben gestellt, größere Entwickelungen in's Auge gefaßt. Die Unterthanen fanden die Strenge der Kriegsverfassung, welche das Land mit eiserner Schwere niederzudrücken drohte, nach dem ersten Schrecken, den ihre Verkündigung verbreitet hatte, weniger schlimm, als sie gefürchtet; die Soldaten wurden gut behandelt und gut bezahlt, nach abgelaufener Dienstzeit regelmäßig entlassen; diese Ordnung gefiel, sie war damals ungewöhnlich; da nur Landeskinder angenommen wurden, so bildete sich unter den jungen Leuten alsbald eine Art von stolzem Ehrgefühl, das sich nach und nach allen Klassen mittheilte, und selten eine Klage über die Strenge der Waffenpflicht aufkommen ließ. Zudem war der Graf in allen übrigen Verhältnissen mild und gütig, persönlich bey dem Volke sehr beliebt, unter dessen Augen er lebte, und dessen Wohlfahrt er auf alle Weise, auch durch viele Anordnungen, die jetzt gewöhnlich geworden, aber in damaliger Zeit noch neu und selten waren, thätig zu fördern strebte. Geld erpreßte er niemals; vielmehr brachte er im Lande selbst durch seine Anstalten wohlthätig in Umlauf, was sonst durch üppige Verschwendung in das Ausland zu fließen pflegte. Gleichwohl ist dem Grafen oftmals der Vorwurf gemacht worden, durch seine heftige Liebhaberey für das Kriegsfach das Glück seines kleinen Landes gestört, eine große Verwilderung seiner Unterthanen herbeygeführt, und diese, wie sich selbst, bey den Nachbarn großer Mißachtung ausgesetzt zu haben; dabey lag die gangbare Meinung zum Grunde, daß nur ein großer Staat zu kriegerischen Anstrengungen berufen sey, in ei-

nem kleineren aber jeder Versuch dieser Art so lächerlich als unnütz ausfallen müsse. Jene Vorwürfe jedoch erwiesen sich der Hauptsache nach völlig ungegründet, und was die angeführte Meinung betrifft, so hat der Graf zur Lippe durch seine großen Anlagen und musterhaften Ausführungen gerade das würdigste Vorbild gegeben, wie auch der anscheinend Geringe in seinem Verhältnisse mit zusammengenommener Kraft bedeutend zu seyn vermag, und möchte nur Deutschland in der späteren Zeit viele ihm Gleichdenkende und Nachstrebende unter seinen kleineren Fürsten gezeigt haben!

Die Prüfung blieb nicht lange aus. Der siebenjährige Krieg brach über Deutschland herein, und brachte den Werth und Ertrag der von dem Grafen so leidenschaftlich betriebenen Kriegsbildung in ihm selbst wie in seinen Truppen glänzend an Tag. Ein Fürst seiner Art konnte für England bey der kriegerischen Verwickelung Hannovers in solcher Nähe nicht unbeachtet bleiben. Der König von Großbritannien schloß daher im Einverständnisse des Königs von Preußen am 28. August 1756 mit dem Grafen zur Lippe einen Staatsvertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen zum Kriege gegen die Franzosen mit den hannöverschen verband, dagegen von England Hülfsgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt: er wurde zum hannöverschen Generalfeldzeugmeister ernannt. Mit Eifer und Uneigennützigkeit, wie selbst seine Widersacher mit großem Lob anerkannten, erfüllte er seinerseits die eingegangenen Verpflichtungen. Im Anfange des Jahres 1757 rückte ein bedeutendes französisches Heer unter dem Marschall von

Etrees zuerst gegen das nördliche Deutschland vor. Der Herzog von Cumberland kam aus England und übernahm den Oberbefehl über das verbündete Heer, welches außer preußischen und hannöverschen Truppen auch die Mannschaften von Hessen, Braunschweig, Gotha und Lippe enthielt. Unter den letzteren waren die bückebürgischen Jäger vorzüglich geübt und brauchbar für den leichten Felddienst, sie thaten den Franzosen, nach dem Zeugnisse damaliger Kriegsnachrichten, ungemein vielen Abbruch; ihre Schnelligkeit ersetzte, was ihnen an Zahl gebrach, sie waren überall gegenwärtig, wo man sie am wenigsten vermuthete, sie überfielen feindliche Abtheilungen, hemmten deren Bewegung und Verbindung, und machten im Rücken des Feindes häufig Gefangene. Nicht weniger tüchtig erwiesen sich die lippischen Reiter, eine Art Reisige und Karabiniers, in schwarzen Kollern von gebranntem Leder, mit gelb und schwarzen Wehrgehängen, gewaltigen Schwertern an der Seite, behelmt mit Sturmhauben, beritten auf lauter ausgewählten Hengsten; den Reiterpartheyen des Feindes im einzelnen Begegnen jederzeit verderblich, unter dem Nahmen les hommes de fer bey den Franzosen lange in Andenken. Der Graf selbst fand in diesem übelgeführten Feldzuge noch keine Gelegenheit sich hervorzuthun. Nach dem unglücklichen Treffen bey Hastenbeck am 26. July vermochte der Herzog von Cumberland nicht mehr das Feld zu halten, und schloß den schmählichen Waffenstillstand von Kloster-Seven, durch den das verbündete Heer, von welchem die Preußen sich schon getrennt hatten, ganz in Unthätigkeit und Schwäche versank. Die Franzosen ließen

den Grafen seinen kriegerischen Eifer entgelten und und bedrückten sein Land sehr hart. Er selbst nahm in dieser unglücklichen Zwischenzeit seinen Aufenthalt in Hamburg, und zuletzt in eingezogener Stille zu Niensteden, einem bey Altona an der Elbe gelegenen Landhause, welches er angekauft hatte. Hier arbeitete er an Planen für den künftigen Feldzug, studirte die Stellungen und Bewegungen, die der vermuthliche Schauplatz des Krieges darbieten konnte, und widmete seine meiste Zeit wissenschaftlichem Nachdenken.

Im folgenden Jahre 1758, nachdem der englische Hof den Waffenstillstand aufgehoben, und den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehl der verbündeten Truppen bestellt hatte, begab sich auch Graf Wilhelm wieder zum Heere, und unterstützte den neuen Feldherrn, der vieles neu zu schaffen und alles zu verbessern fand, mit Einsicht und Thätigkeit. Sein Land wurde durch das Vorrücken der Verbündeten mit in den Schauplatz der Feindseligkeiten gezogen, und seine Unterthanen hatten viel zu leiden; er suchte den Bedrängten alle Hülfe uud Erleichterung zu schaffen, allein die allgemeinen Ereignisse nahmen zu gebieterisch seine Aufmerksamkeit und Mitthätigkeit in Anspruch, als daß er seinen heimischen Angelegenheiten eine gleiche Sorge widmen konnte. Die Eroberung von Minden, das Treffen bey Creveld, in welchem die Franzosen mit großem Verlust geschlagen wurden, worauf die Verbündeten bis an die Maas vorrückten, dann aber wegen des Vordringens eines zweyten französischen Heeres wieder nach Westphalen zurückwichen, endlich das Gefecht bey Lutterberg, in welchem die Franzosen

zwar den Sieg, aber um theuern Preis, davontrugen, waren die hauptsächlichsten Gelegenheiten, in welchen Graf Wilhelm sich auszeichnete, und besonders durch seine Leitung der Artillerie, so wie überhaupt durch seine großen Einsichten, den Verbündeten wichtig und werth wurde. In dem Gefechte bey Lutterberg, welches nicht verloren worden wäre, wenn der braunschweigische General von Oberg den Rath des Grafen hätte befolgen wollen, befand sich dieser in großer Gefahr, indem die Franzosen alles aufboten, ihn, der stets unerschrocken voran war, von den Seinigen abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Im Laufe dieses Feldzuges erschien ein kaiserliches Mandat, welches dem Grafen befahl, seine Truppen von dem verbündeten Heere zu trennen, und dagegen sein reichspflichtiges Contingent zu dem gegen den König von Preußen versammelten Reichsheere zu stellen, widrigenfalls in die Acht des Reichs, das ist vogelfrey, sich erklärt zu sehen. Die deutsche Reichsverfassung, welche zu keiner Zeit vollkommene und unbestrittene Wirksamkeit genossen, zwar dem Nahmen nach bestehend und in manchen Fällen auch gehandhabt, hatte der That nach längst in dem neuen Zustande aufgehört, der aus den fortschreitenden Lebensbewegungen emporstieg, und in welchem Preußen eine so bedeutende Stelle einnahm. Die Sache des Grafen zur Lippe war nur ein geringer Nebentheil in der großen Hauptsache des Königs von Preußen, des Churfürsten von Hannover und anderer angesehenen Fürsten des Reichs; so lange die Frage auf diesem höheren Gebiete nicht gelöst war, konnte der Graf die an ihn gerichtete Mahnung ruhig da-

hingestellt seyn lassen. Allein die Ehrfurcht, welche er den Gesetzen seines Vaterlandes, und auch ihrer Scheingestalt noch, schuldig zu seyn glaubte, vermochte ihn, vor allen andern mit ihm in gleichen Fall gestellten Fürsten, bey der Reichsversammlung eine ausführliche Vorstellung und Rechtfertigung seines Benehmens einzureichen. Er schilderte darin seine ganze Lage, die Gesetzmäßigkeit seines mit dem Könige von England geschlossenen Vertrages, die untadelhafte Verwendung seiner Truppen, die ausdrücklich nur gegen die Franzosen, nicht aber gegen den Kaiser und das Reich gebraucht werden durften, den feindlichen Einbruch eines französischen Heeres in das nördliche Deutschland, die erlittenen Bedrückungen seines Landes, und die Unmöglichkeit, in so großen und schweren Verwickelungen seinerseits allein den gebieterischen Zeitumständen zu widerstehen. Er schloß mit dem Gesuche, die Reichsversammlung möchte bey kaiserlicher Majestät es dahin einleiten, daß die gegen ihn ergangenen harten Verfügungen zurückgenommen, und ihm vielmehr zu einer billigen Vergütung des durch die Franzosen erlittenen großen Schadens verholfen würde. Dieses Actenstück, welches durch seinen muthigen und angemessenen Ton in Regensburg großes Aufsehen erregte, war von dem Grafen eigenhändig verfaßt, und verdiente deßhalb und als ein Denkmal vergangener Verhältnisse hier aufbewahrt zu werden, wenn nicht die weitläuftige und barbarische Sprache, die unseren vaterländischen Verhandlungen schon von jeher vererbt scheint, von solcher Mittheilung zu sehr abschreckte.

Im Jahre 1759 erhielt Graf Wilhelm den

Oberbefehl über die sämmtliche Artillerie bey dem verbündeten Heere, welches große Nachtheile erlitten, und sich vor dem überlegenen Feinde bis an die Weser zurückgezogen hatte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig aber lieferte bey Minden am 1. August den Franzosen, unter dem Marschall von Contades eine Schlacht, und brachte ihnen die völligste Niederlage bey, indem er, während sie von vorn angriffen, sie selbst in Rücken und Seite angriff. An diesem glänzenden Erfolge hatte der Graf zur Lippe den größten Antheil, besonders durch seine treffliche Anordnung der Batterien und geschickte Richtung des Geschützes, wobey er fast immer selbst Hand anlegte, und keiner Gefahr achtend dem größten Feuer sich bloßstellte. Nachdem er in der Schlacht selbst den herrlichsten Muth und die angestrengteste Thätigkeit bewiesen, zeigte er nach dem errungenen Siege die großmüthigste Menschlichkeit, und gönnte sich keine Erhohlung und Ruhe, bevor nicht für die vernachlässigten Verwundeten und Gefangenen gebührend Sorge getragen war. Für seine entscheidende Mitwirkung zu dem ruhmvollen Siege gaben ihm der König von England und der Herzog von Braunschweig durch besondere Schreiben ihren Dank eifrigst zu erkennen. Die ferneren Ereignisse dieses Feldzuges entwickelten sich rasch in glücklicher Folge. Kassel ergab sich am 19. August, das Schloß von Marburg am 11. September; letzteres hatte Graf Wilhelm zur Uebergabe gezwungen, indem er das Geschütz, aller Zweifel ungeachtet, mit großer Anstrengung auf die Berge geschafft, von wo die Beschießung allein möglich war. Er rückte sodann gegen

Münster, welche Stadt, nach fehlgeschlagenem Versuch einer Ueberrumpelung, förmlich belagert werden mußte. Er führte dabey den Oberbefehl, und traf alle Anstalten mit größter Einsicht und Schnelligkeit. Aber die Belagerten waren zahlreicher, als die Belagerer, und der französische General Armentieres eilte zum Entsatz herbey; der Graf befand sich in augenscheinlicher Gefahr, von zweyfacher Uebermacht in die Mitte genommen und zu Grunde gerichtet zu werden. Seine Entschlossenheit kam dem Feinde zuvor; im entscheidenden Augenblicke brach er in aller Stille auf, rückte dem General Armentieres entgegen, schlug ihn, und stand siegreich wieder vor Münster, bevor die Besatzung etwas zu unternehmen gewagt. Eifrig setzte er nun die Belagerung fort; in den Laufgräben ordnete er alles selbst, unter dem stärksten Kugelregen mit kaltem unerschrockenen Muthe; da trat einsmals ein Schaumburger hastig an ihn heran, riß ihn mit dem plattdeutschen Zurufe, daß es hier nicht für ihn tauge, ungestüm von seinem Platze, und hatte diesen kaum selber eingenommen, als eine Kanonenkugel aus der Festung ihm den Kopf abschlug. Wunderbare Fügung, die den Grafen tief erschütterte, und mit nachdenklichem Staunen über seine eigene Rettung, mit bittrem Schmerz über die ahndungsvolle Hingebung des freywilligen Opfers erfüllte! Endlich, nachdem er einige Tage hindurch alles Feuer hatte einstellen lassen, befahl er am 20. November eine allgemeine Beschießung. Die Stadt gerieth an mehreren Orten in Brand, und zwey Stunden wütheten schon die Flammen; der Graf stand auf einer Anhöhe, und staunte das schrecklich pracht-

volle Schauspiel an, welches ihn so bewegte, daß er sich abwandte und Thränen vergoß. Die furchtbare Beschießung hatte indeß ihr Ziel erreicht; die Stadt ergab sich noch am nähmlichen Tage.

Inmitten der kriegerischen Bewegungen war Graf Wilhelm zugleich mit wichtigen Befestigungsanlagen beschäftigt. Nach seinem Entwurfe wurde in dieser Zeit das Fort St. Georg auf dem Berge Klüth bey Hameln angelegt, dessen weitere Ausführung er dem Major Dufresnoy übertrug, seinem ehemaligen Lehrer und nunmehrigen Vorsteher seines Geniewesens. Auch Kassel und Lippstadt setzte er durch neue zweckmäßige Werke, über deren Anlage er selbst die Aufsicht führte, in guten Vertheidigungsstand, desgleichen befestigte er das Lager bey Landau im Waldeckischen. Der Krieg selbst wurde während des Jahres 1760 mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. An der Lippe, in Westphalen, im Waldeckischen gab es überall vielfache Bewegungen und hitzige Gefechte; die Verbündeten siegten am 31. Juli in dem Treffen bey Warburg, und in mehreren nachfolgenden Scharmützeln, mußten aber wieder zurückweichen in dem hartnäckigen Gefecht am 15. Oktober bey Kloster Kampen, wo der Graf zur Lippe durch seine einsichtsvollen und entschlossenen Maßregeln mit seinem Geschütz den Rückzug deckte, den der Feind hierauf nicht weiter beunruhigte.

Im folgenden Jahre 1761, als bey dem Vordringen des verbündeten Heeres die Franzosen sich an den Main zurückzogen, übertrug der Prinz von Braunschweig dem Grafen die Belagerung von Kassel, und dieser ging mit gewohntem Eifer an

das Werk. Die Laufgräben waren schon eröffnet, und ein Ausfall der Belagerten von dem Grafen zurückgeschlagen, als der Marschall von Broglie, nach einem in Oberhessen errungenen Vortheile, mit ganzer Macht unvermuthet heranzog, und die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Die Lage des Grafen war höchst mißlich; auf beyden Seiten von Uebermacht umdrängt mußte er im Angesichte des Feindes das schwere Geschütz abführen und die ausgestellten Truppen wegziehen; er vollführte beydes, und wußte durch seine wohlbedachten Anstalten dem Feinde solche Scheu zu gebieten, daß er am 27. März schlagfertig mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ohne Verlust und Beschädigung den ehrenvollsten Rückzug nahm. Dennoch war er durch dieses Ereigniß tief gekränkt, und verhehlte seine Empfindlichkeit so wenig, daß er sogar eine besondere Denkschrift zu seiner Rechtfertigung in Druck gab, durch welche sich mancher Andere in höchst nachtheiliges Licht gesetzt sah. Aber auch Friedrich der Große spricht in seinen Geschichtbüchern, übereinstimmend mit dem Grafen zur Lippe, die Meinung aus, daß der Prinz von Braunschweig sehr gefehlt habe, bey ohnehin schlechten Wegen und Anstalten drey Festungen zu gleicher Zeit belagern zu lassen, durch welche Zersplitterung der Angriff gegen Kassel nicht früh genug mit gehörigem Nachdruck habe geschehen können. Außer mehreren andern Bewegungen und Gefechten machte der Graf in diesem Feldzuge auch die Schlacht von Vellinghausen in gewohnter Weise mit, wo am 16. Juli die beyden vereinigten Heere der Franzosen unter Broglie und Soubise geschlagen wurden.

Inzwischen war die Stimmung in dem verbündeten Heere durch manche Vorfälle, in welchen die Leidenschaften ihr verderbliches Spiel getrieben, auf vielfache Weise gestört worden. Der Herzog Ferdinand hatte bey allen Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Eifersucht, dem falschen Ehrgeiz und daher der Uneinigkeit seiner Generale und Truppen hervorgingen. Mittelmäßigkeit und Dünkel machten dem Verdienste fast immer den Vorzug streitig, und nicht selten mit Erfolg. Graf Wilhelm fügte sich schlecht in diese Verhältnisse; er selbst wurde zwar von Allen hochgeachtet und allgemein als ein vollendeter Kriegsmanu geehrt, an Kenntniß überstrahlte er Alle, an Einsicht im Rathe, an Entschlossenheit im Ausführen, an persönlichem Muthe that es ihm niemand zuvor; allein die rückhaltlose Freyheit seines Urtheils verwundete dadurch nur um so schärfer; er sagte Allen gerade heraus, was er zu tadeln fand, und wie er es meynte; er konnte seinen Unwillen über die Unwissenheit und Schwäche so vieler Hochgestellten niemals verbergen, und höchst erbittert durch Ungerechtigkeiten und Hindernisse, die er selbst erfahren, verursachte er manchem stolzen Uebermuthe die grausamste Demüthigung. Seine bloße Anwesenheit war ein vorwurfsvolles Beyspiel, das man fürchtete und haßte. Auch legte er es sonst nicht darauf an, sich durch sein Benehmen Freunde zu machen. Er gefiel sich in einer gewissen Strenge und Erhabenheit, die jeden Annahenden abschreckte. Er suchte überall das Schwierige und Gefahrvolle, und spielte damit in einer Art, die auch Andere oft wider Willen an seiner

abenteuerlichen Kühnheit Theil zu nehmen zwang. So hatte er einst während dieser Kriegsereignisse einige hannöverische Offiziere zum Mittagessen in sein Zelt geladen. Plötzlich fielen Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und einige Kugeln, dicht über dem Zelte hinsausend, unterbrachen die muntere Stimmung der Tafel. Die Offiziere meynten, der Feind müsse in der Nähe seyn, der Graf verneinte dies, und bat seine Gäste, ruhig weiter zu essen. Gleich darauf neue Schüsse, und die Kanonenkugeln schlugen oben durch das Zelt. Die Offiziere standen auf, und riefen: die Franzosen sind da! »Nein, sagte der Graf, die Franzosen sind nicht da; meine Herren, bleiben Sie sitzen, und glauben Sie mir auf mein Wort.« In regelmäßigen Zwischenräumen wiederholten sich die Schüsse, die Kanonenkugeln rissen Löcher in das Zelt, blieben jedoch alle ziemlich in derselben Höhe, und dies dauerte bis zu Ende der Mahlzeit. Der Graf schwieg, die Offiziere aßen und tranken fort, und machten nur ganz leise, die Augen auf den Grafen gerichtet, ihre Bemerkungen über das wunderliche Gastmahl. Endlich erhob sich dieser, und sagte, er habe den Herren nur zeigen wollen, wie sehr er sich auf seine Artilleristen verlassen könne, denn er habe ihnen befohlen, ihre Schüsse während der Tafelzeit nach der Spitze des Zeltes zu richten, und das hätten sie, er hoffe zu Aller Zufriedenheit, genau ausgeführt. Unstreitig hatten die Gäste allen Grund, die Geschicklichkeit der Artilleristen anzuerkennen, aber dieser und ähnliche Züge wurden dem Grafen von seinen Kriegsgenossen mit Groll nachgetragen; man rächte sich, indem man die Blößen welche

seine Persönlichkeit zu geben schien, voll Schadenfreude benutzte, um ihn bey jeder Gelegenheit zu verkleinern und herabzusetzen. Ohne Zweifel mußte er allen denen, welche für inneren Werth keinen eigenthümlichen Maßstab hatten, eine seltsame Erscheinung seyn. Was man dem schwachen Unverdienste gern verziehen hätte, sollte dem hervorleuchtendsten Verdienste unverzeihlich seyn, ja dasselbe ganz aufheben. Man spottete über seine ernste Haltung, über den erhabenen Schwung, der über sein ganzes Wesen verbreitet war, man machte sich lustig über seine lange Gestalt, über seine Kleidung, seinen großen Hut und kleinen Degen, man tadelte selbst seine Wissenschaft, seine Versuche, besonders aber seine Gesinnung, die sich, wie man im Tadel unwillkürlich lobend meynte, besser für ein Königreich, als für eine Grafschaft, schickte. Diese Dinge blieben ihm nicht verborgen, und er bestärkte sich dadurch in seiner Weise nur desto mehr. Das beyderseitige Benehmen führte zu den verdrießlichsten Spannungen, die den Grafen schon in höchstem Unfrieden den verbündeten Waffen — das Heer hatte er schon verlassen und sich nach Bückeburg begeben — ganz zu entziehen drohten, als glücklicherweise eine unverhoffte Wendung ihm den glänzenden Abgang zu einem höheren Berufe gönnte.

Der französische Hof glaubte für die vielen Unfälle, welche seinen Heeren in diesem Kriege beschieden waren, einen kleinen Ersatz in der Eroberung von Portugal zu finden, welches durch seine Verbindung mit England genugsamen Grund zum Kriege zu geben schien, und in seiner damaligen Lage eine leichte Beute zu werden versprach. Portugal, so

wurde gesagt, müsse von dem Joche der englischen Herrschaft befreyt und aus der Verblendung gerissen werden, in welcher ihm solch unwürdige Abhängigkeit als vortheilhaftes Bündniß erscheine. In diesem Sinne geschahen herbe Erklärungen, begleitet von Truppenbewegungen an der Gränze. Der König von Portugal erkannte bald, daß die beleidigenden Anforderungen und Drohungen, mit welchen Spanien auf Anreiz Frankreichs immer stärker hervortrat, von Seiten beyder Mächte zu einem förmlichen Bruche führen sollten. Er schloß sich daher nun völlig an England an, bereitete sich zum Kriege, und erließ gegen die Höfe von Spanien und Frankreich, welche die Feindseligkeiten schon begonnen hatten, eine förmliche Kriegserklärung. Allein der Zustand der portugiesischen Angelegenheiten entsprach dieser raschen Handlung keinesweges, ja es schien, als würde dieselbe bald zu bereuen seyn. Die spanische Kriegsmacht, welche ungesäumt gegen Portugal anrückte, war durch zwölf französische Bataillons verstärkt, und den portugiesischen Truppen in jedem Betrachte weit überlegen. In Portugal war alles Kriegswesen in kläglichstem Verfall, die Gränzen ohne Vertheidigung, das Heer im traurigsten Zustande, und ohne bewährten Anführer. Die Sorgfalt der großbritannischen Minister suchte diesen Mängeln möglichst abzuhelfen; sie sendeten Truppen und gaben sich alle Mühe, für Portugal in dieser gefährlichen Lage einen kriegskundigen General ausfindig zu machen. Ihre Bemühung und Wahl traf alsbald den Grafen zur Lippe, der alles zu vereinigen schien, was die Umstände hier von einem Manne seiner Art

wünschen ließen. Durch die eifrige Vermittlung des Lord Bute und des portugiesischen Gesandten in London wurde der Graf wirklich mit den glänzendsten Anerbietungen als Oberfeldherr der verbündeten englischen und portugiesischen Truppen nach Portugal berufen; seine Freunde und Feinde schienen sich diesmal in gleichem Zwecke vereinigt zu haben, und der englische Hof selbst mochte dabey eben so sehr wünschen, den Grafen von dem deutschen Heere zu entfernen, als ihn an der Spitze des portugiesischen zu sehen. Ihm selbst mußte der neue Schauplatz, der sich seinem Kriegseifer und Waffenruhm eröffnete, reizend genug seyn, um gern den bisherigen, der für jene kaum noch Befriedigung zeigte, damit zu vertauschen; der Graf übernahm, nach kurzem Bedenken, die angebotene Würde, und schiffte, nachdem er seine heimischen Angelegenheiten bestens geordnet, im Frühjahr 1762 über England nach Portugal.

Der Ruf seiner Kriegskunde und seiner Waffenthaten ging ihm glänzend voran. Die Wiederherstellung der portugiesischen Kriegsmacht, die Erneuerung ihrer Waffenehre, die Rettung des ganzen Landes, alles erwartete und hoffte man einzig von ihm. Als er in Oporto landete, wurde er mit den größten Freuden- und Ehrenbezeigungen empfangen, und gleichsam im Triumphe über Aveiro und Coimbra nach Lissabon geführt. Er war von einem zahlreichen Gefolge ausgezeichneter Offiziere begleitet, die zum Theil in seinem eigenen Dienste standen, zum Theil für den portugiesischen geworben waren. Sein Erscheinen am Hofe wirkte Ehrfurcht und Bewunderung, er wußte den Glanz

des Fürsten mit der Einfachheit des Kriegers glücklich zu verbinden, und auf alle Weise sein gebietendes Ansehen geltend zu machen. Der König ernannte ihn zum Feldmarschall, und ertheilte ihm solch unumschränkte Vollmacht, wie er sich ausbedungen hatte; einen Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling und ein Geschenk von 40,000 Krusaden, die ihm der König gleich nach seiner Ankunft auszahlen ließ, lehnte er entschieden ab, nahm für sich nur gerade so viel davon, als seine Feldmarschallsuniform kostete, und ließ das Uebrige zum Besten der Truppen verwenden, die solcher Hülfe nur allzu bedürftig waren. Diese Handlung setzte ihn in der Bewunderung und Zuneigung des Königs nur um so höher und fester. Nicht so zuvorkommend, wie der König, bezeigte sich gegen ihn der Minister Carvalho Graf von Oeyras, nachheriger Marquis von Pombal; dieser kühne und mächtige Staatsmann erkannte zwar und ehrte in dem Grafen den hochgesinnten Geistesgenossen, allein den Feldherrn und Ordner des Kriegswesens, das der persönlichen Stellung des Ministers keine anziehende Seite bot, mochte er nicht sonderlich begünstigen, und oft genug in der Folge war er den neuen Maßregeln und Anstalten, mehr aus Abneigung als Unkunde, entgegen und hinderlich. Durchaus feindlich aber war die Mehrzahl der portugiesischen Generale und Offiziere, die trotz ihrer eigenen Unfähigkeit ungern dem Fremden gehorchten, dessen große Ehre und Gewalt sie mit Eifersucht und Neid erfüllte. Der Marquis von Marialva insbesondere suchte ihm durch mannigfache Zwistigkeiten zu widerstreben. Manche seiner Gegner gingen so weit, mit den

Spaniern in landesverrätherische Verbindung zu treten. Der Dolmetscher selbst, den man dem Grafen beygegeben hatte, wurde solcher Verbindung überwiesen, und in Ketten nach Lissabon zurückgeführt. Nur wenige Offiziere, diese aber gerade die tüchtigsten und verdienstvollsten, schlossen sich gleich anfangs dem neuen Oberhaupte mit redlichem Eifer an.

Die Vorstellung, welche sich der Graf von dem Zustande des portugiesischen Kriegswesens nach den traurigsten Berichten im voraus gemacht hatte, wurde durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Für seine Augen, welche an deutsche Einrichtungen, besonders an preußische Ordnung und Fertigkeit gewöhnt waren, konnte es keinen niederschlagenderen Anblick geben; von allem, worauf dort vorzüglich gerechnet wurde, war hier nichts zu sehen; die Haufen von Bewaffneten und Unbewaffneten, die das portugiesische Heer vorstellten, hatten weder Gestalt noch Gliederung, weder Zucht noch Waffenübung. Die Stärke der Truppen wurde zu 18,000 Mann angegeben, allein kaum die Hälfte dieser Zahl war vorhanden. Dabey waren die Festungswerke überall zerfallen, die Zeughäuser leer; weder Geschütz noch Kriegsvorräthe, noch Verpflegungsanstalten und Fuhrwesen, noch Generalstab und Geniekorps, noch Plane und Dienstlisten fanden sich bey diesem Heer. Die Soldaten waren schon lange nicht mehr in den Waffen noch im Dienste geübt worden; ohne Kleidung und Wehr, ohne Brot und Sold, irrten sie aufgelöst umher, fielen in den Straßen bettelnd die Vorübergehenden an, und begingen, hauptsächlich auf dem Lande,

die gewaltsamsten Plünderungen. Selbst die Leibwachen im königlichen Pallast erflehten von den Fremden, welche den Hof besuchten, mit Kniebeugungen und dargehaltenen Hüten geringe Almosen. Diese kriegerische Betteley erborgte zuweilen die Gestalt der hergebrachten frommen, und es fanden Umzüge Statt, in welchen die Soldaten, am meisten bey solchen Gelegenheiten von ihren Ober- und Unteroffizieren angeführt, für die Seelen im Fegefeuer und für die Sündenvergebung der Mildthätigen kleine Spenden heischten. Unter den Offizieren war an Ehrgefühl, wenigstens in dem bey den neueren Kriegsleuten herkömmlichen Sinne, nicht zu denken. In ihrer Dürftigkeit trieben sie allerley Gewerbe, der Mann zuweilen das Schneiderhandwerk, während die Frau für Geld wusch; man sah einen Hauptmann die weiße Wäsche abbringen, und die schmutzige in Empfang nehmen; die meisten waren Hausbediente ihrer Generäle und Obersten, oft aus Bedienten selbst zu Lieutenants und Rittmeistern erst erhoben, um durch den Sold ihren Lohn zu erhöhen; sie leisteten alle Arten von Dienst, bey Tische standen sie hinter den Stühlen, und besorgten die Aufwartung. Diese Herabsetzung, welche jedoch in den Sitten des Lehens- und Ritterwesens einst nicht als solche galt, mußte den Grafen in seiner Denkart und Gewohnheit auf das Tiefste beleidigen; er sah darin die niedrigste und empörendste Schmach des Standes, dem er selbst anzugehören für seine größte Ehre halten wollte, und dessen Tüchtigkeit, ja dessen Bestehen, ihm ohne gewisse Standessatzung gar nicht denkbar war. Die Begriffe und Sitten der Portugiesen vor allem

hierin zu berichtigen und umzuändern, dünkte ihm das nothwendigste Erforderniß, die unerläßlichste Bedingung, wenn ihr Kriegswesen jemals wieder emporkommen sollte. Er schritt sogleich zur That in diesem Sinne, bey jeder Gelegenheit, mit entschlossener Kraft und unerbittlicher Strenge. Als er bald nach seiner Ankunft bey dem portugiesischen General Grafen von Arcos zu Mittag speiste, gewahrte er hinter seinem Stuhle einen Kammerdiener, der in Offiziersuniform aufwartete und ihm den Teller wechselte; er fragte, was dies bedeute, und da man ihn verständigte, der Mann sey Rittmeister in dem Regimente des Generals, stand er sogleich auf, und betheuerte, er würde keine Speise mehr berühren, bis nicht dieser Offizier, wie seinem Stande zukomme, sich mit zur Tafel gesetzt; es mußte geschehen, und der General zwischen sich und dem Oberfeldherrn diesem Rittmeister Platz geben, nicht ohne tiefe Beschämung des vornehmen Stolzes, mit dem der portugiesische Hofadel auf die geringeren Edelleute im Heere als auf seine natürlichen Dienstboten herabsah. Auf gleiche Weise durchbrach der Graf bey allen Gelegenheiten, durch sein persönliches Benehmen und durch seine Verfügungen, alle Vorurtheile und Gebräuche, durch welche die Ehre des Kriegerstandes beeinträchtigt erschien. Doch das bloße Beyspiel fruchtete wenig, nur mit Strenge und Gewalt konnte hier etwas erreicht werden. Er sah sich zu großen Veränderungen in den persönlichen Verhältnissen genöthigt; viele Offiziere, ganz untaugliche, wurden verabschiedet, andere versetzt, andere in Unterweisung gegeben; er mehrte dadurch die Zahl seiner Feinde,

und allgemein erschollen die Klagen über seine Härte, seine Ungerechtigkeit, seine unleidlichen Unternehmungen. Besonders großen Anstoß gab auch seine Meinung über den Zweykampf, und man nahm sogar die Kirchengesetze zu Hülfe, um seine Vorschriften zu entkräften. Die portugiesischen Offiziere waren gewohnt, die Religion, deren sonstige Gebote sie ohne Gewissen mit Füßen traten, zur Entschuldigung der Feigheit vorzuschützen, mit der sie persönliche Beleidigungen ungeahndet ertrugen. Der Graf aber erklärte öffentlich ohne Scheu, daß kein Offizier, der unter jenem Vorwande sich dem Zweykampf entzöge, ferner im Heere dienen dürfte, denn der Stand eines Kriegers erfordere unter allen Umständen Muth und Tapferkeit, und wer nicht jederzeit bereit wäre, diese zu beweisen, dem stünden in Portugal Klöster genug offen. Er glaubte hier dieses Vorurtheil, denn als solches sah er es selbst an, zur Besserung des kriegerischen Geistes unentbehrlich; bey seinen eigenen Truppen war der Zweykampf verboten. Die Furcht, welche seine strengen Grundsätze und sein gewaltsames Verfahren den Portugiesen einflößten, gewann ihm die Herzen freylich nicht, aber sie verschaffte ihm unbestrittenes Ansehen und meist auch, wenigstens unter seinen Augen, den schnellen Gehorsam, ohne welchen in dieser gränzenlosen Verwilderung gar nichts zu beginnen war.

Allein bevor der Graf zur Lippe zu gründlicheren Einrichtungen schreiten und eine ordentliche Kriegsverfassung herstellen konnte, mußte er, bey schon ausgebrochenen Feindseligkeiten, die vorgefundenen Mittel, wie sie eben waren, dem heran-

dringenden Feind entgegensetzen. War schon die Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens in ruhiger Zeit eine höchst schwierige Aufgabe, zu deren Lösung alle Entschlossenheit, Kenntniß und Ausdauer gehörten, die dem Grafen eigen waren, so wurde dagegen die unmittelbare Kriegsführung unter diesen Umständen ein beynahe verzweiflungsvolles Wagniß, dem nur die größten Eigenschaften des wahren Feldherrn sich unterziehen durften. In geregelter Dienstverfassung und an der Spitze eingeübter Truppen den Feind bestehen, ist das Verdienst des guten Generals; der wahre Feldherr aber unterscheidet sich von jenem dadurch, daß er in jedem Gegebenen sein Werkzeug zu finden, solches nach den Umständen zu schaffen, und seine Mittel und sein Verfahren wechselsweise zu bedingen weiß. Der Graf strebte in dieser Bahn mit angestrengtem Eifer und größter Unverdrossenheit, er unternahm es, jammervolle Haufen ins Feld zu führen, und sie als Truppen so zu handhaben, daß sie dazu würden; selten aber gab es in dieser Hinsicht eine schwierigere Lage, als die seinige; selbst was zur Hülfe dienen sollte, gereichte zu neuer Störung. Außer den eigentlichen englischen Hülfsvölkern fand er in Portugal noch andere fremde Truppen, die man in großer Eile durch Werbung zusammengerafft hatte. Von allen Seiten, besonders aber aus England, waren Abenteurer und Gesindel in Menge herbeygeströmt, und Offiziere und Soldaten in diesen neuen Regimentern geworden; die Unordnungen und Ausschweifungen dieser Leute überstiegen jedes Maß; vor dem Feinde ohne Nutzen, wurden sie dem Lande die größte Plage

und selbst ein offenbarer Feind, gegen welchen die Eingebornen in der Folge förmlich zu den Waffen greifen mußten. Der Zustand der portugiesischen Truppen ist schon geschildert worden, von ihnen war höchstens guter Wille, und in manchen Fällen kaum dieser zu erwarten. Unter solchen Umständen konnte der erste Feldzug der Portugiesen kein thatenreicher und glänzender werden; der Graf sah ein, daß der Krieg hier mit Beyseitsetzung sonstiger Grundsätze nach besonderer Weise geführt werden müsse. Durch die Beschaffenheit und Minderzahl seiner Truppen im ungeheuersten Nachtheil gegen die feindliche Macht, durfte er weder im offenen Felde eine Schlacht wagen, noch selbstthätig eigene Ausführungen beginnen, sondern mußte sich darauf beschränken, nach Maßgabe der feindlichen Bewegungen vertheidigungsweise die seinigen einzurichten, auf seiner Seite vor allem die natürlichen Befestigungen des Landes, die örtlichen Vortheile und Gelegenheiten mitstreiten zu lassen, und den Feind mehr durch die geschickte Verknüpfung solcher Umstände, als durch die Tapferkeit im Gefecht, aus dem Felde zu schlagen.

Das spanische Heer, mit Einschluß der nachrückenden französischen Hülfsvölker unter dem Prinzen von Beauveau über 42,000 Mann stark, und mit beynahe 100 Stücken Feldgeschütz, hatte im Frühjahr 1762 an Portugals nordöstlicher Gränze bey Zamora ein Lager bezogen; die Truppen waren in gutem Zustande, mit Waffen, Kriegsvorräthen und Lebensmitteln wohl versehen, allein ihr Befehlshaber, der Marquis von Saria, ein siebenzigjähriger andächtelnder Mann, taugte besser zum

Mönch, als zum Kriegsanführer. Die Spanier drangen zwar in die Provinz Tras os Montes ein, wo sie mehrere Plätze wegnahmen, und selbst Oporto einen Augenblick bedrohten; allein die Engwege und angeschwollenen Gewässer dieser gebirgigen Landschaft setzten ihrem weiteren Vordringen große Hindernisse entgegen, die durch den Aufstand der portugiesischen Bergbewohner, deren kriegerischer Muth sich zu allen Zeiten gleich erwiesen, ganz unübersteiglich wurden. Eine Abtheilung von 3000 Spaniern, die gegen Oporto vorrückte, wurde bey Villa Real durch einen Haufen von 400 bewaffneten Landleuten auf dem Marsche unvermuthet angegriffen und völlig geschlagen. Solcherley wiederholte Unfälle, die in der Hofzeitung von Madrid lächerlicherweise als glänzende Siege verkündet wurden, bewogen den Marquis von Saria seine Truppen wieder nach Zamora zurückzuziehen; nachdem er daselbst gehörig ausgeruht, beschloß er endlich einen neuen Versuch, und setzte sich gegen die portugiesische Festung Almeida in Bewegung. Indessen hatte der Graf zur Lippe den persönlichen Oberbefehl der portugiesischen Feldmacht übernommen, deren Stärke, da beträchtliche Abtheilungen zum Schutze der nördlichen Provinzen und zu den nöthigen Besatzungen verwendet bleiben mußten, selbst mit Einschluß der englischen Hülfstruppen kaum 15,000 Mann betrug. Nicht ohne Schwierigkeit vereinigte er 7000 Mann am 9. August im Lager bey Abrantes, wo erst nach und nach mehrere Truppen, deren Ausrüstung sich verzögerte, zusammenstießen. Diese Stellung auf dem rechten Ufer des Tejo, durch Oertlichkeit besonders begünstigt, dünkte

ihm mit Recht die wichtigste für die Vertheidigung des Königreichs; durch felsiges Gebirg, reißende Waldbäche, tiefe Schluchten und die Fluthen des Tejo gesichert, konnte er hier der Uebermacht des Feindes die Stirn bieten, während Lissabon im Rücken lag, und nach beyden Seiten die Wege offen standen, sowohl nördlich gegen den Mondego als südlich gegen den Guadiana Vertheidigung oder Angriff zu führen. Die nördlicheren Gegenden jenseits des Mondego und des Doiro lagen außerhalb dieses Bereichs, hatten aber eine selbstständige Vertheidigung in ihren rauhen Gebirgen, in dem kriegerischen Geiste ihrer Bewohner, und in den Truppen, die unter dem Marquis von Marialva dorthin beordert waren.

Die Festung Almeida war durch eilige Arbeiten in leidlichen Zustand gebracht, hinlänglich mit Vorräthen versehen, und durch 3000 Mann besetzt; auf die Nachricht von dem Anrücken der Spanier sandte der Graf zur Lippe mehrere tüchtige Offiziere dahin ab, mit den gemessensten Befehlen, den Platz, dessen Vertheidigung sie leiten sollten, bis zum Aeußersten zu halten; er rechnete bey der Langsamkeit der Spanier wenigstens auf sechs Wochen. Mit seiner kleinen Truppenzahl vermochte er zwar nicht im offenen Felde zum Entsatze vorzurücken, allein er hoffte durch anderweitige Bewegungen und Versuche den Fall dieses Platzes zu verhindern, oder wenigstens zu erschweren. Zu diesem Zwecke sandte er den General Townshend mit einigen Regimentern nordwärts über Vizeu dem Feinde in die Seite, um ihn zu beobachten und zu beunruhigen; den Obersten Hamilton, Anführer der königlichen Frey-

willigen, einer aus allen portugiesischen Regimentern ausgewählten Schaar von 600 Mann Fußvolk und Reiter, ließ er das Schloß und die Gegend von Celorico, den General Grafen von Santiago die Gegend von Guarda besetzen, um das Land in allen seinen Zugängen gegen die Streifzüge des Feindes zu decken, oder im Falle ernstlichen Vorrückens desselben gänzlich zu verheeren. Nach diesen nordwärts getroffenen Anstalten ging der Graf selbst mit seiner Hauptstärke am 24. August über den Tejo, in der Absicht, auf dem linken Ufer desselben südwärts in das spanische Gebiet einzufallen, die Vorräthe, welche der Feind dort aufgehäuft, wegzunehmen oder zu zerstören, und die Truppen, welche 3000 Mann stark von Badajoz auf dieser Seite heranzogen, zu zerstreuen; durch solchen raschen Angriff durfte er hoffen, in den spanischen Gränzprovinzen eine allgemeine Bestürzung zu erregen, und die Aufmerksamkeit des Feindes, vielleicht einen Theil seiner Truppen, von Almeida wegzuziehen. Mit kluger Vorsicht hatte er seinen Marsch eingerichtet, und den Feind durch verstellte Schritte getäuscht, der Uebergang über den Tejo war in aller Stille geschehen; allein in Gaviao angelangt, wo die nöthigen Verpflegungsanstalten getroffen seyn sollten, fanden die Truppen, trotz der genauesten und strengsten Befehle, die deshalb ergangen waren, keinerley Vorräthe, und Mannschaft und Pferde mußten, durch die Schuld der säumigen Beamten, Mangel leiden. Durch diese und andere Ungelegenheiten verspätet, kam die Hauptstärke der Portugiesen erst am 28. August in Niza an; inzwischen hatte der Brigadier Bourgoyne auf

einem andern Wege die Stadt Valença glücklich überrumpelt, aber auch den Feind aus seiner Sorglosigkeit aufgeschreckt; da die übrigen portugiesischen Truppen nicht so schnell heranzukommen vermochten, um den errungenen Vortheil sogleich mit ganzer Macht zu verfolgen, so gewannen die Spanier alle Zeit, der Gefahr zu entgehen, und zogen sich in guter Ordnung zurück unter den Schutz von Badajoz. Mittlerweile kam die Nachricht, daß Almeida sich am 26. August an die Spanier ergeben habe; der portugiesische Befehlshaber Don Alexander Palhares, ein frömmelnder Schwächling von achtzig Jahren, hatte die unbequemen Fremden, die ihm von Muth und Ausdauer sprachen, gefangen setzen lassen, und sich selbst in sein Zimmer eingeschlossen, um ungestört den Rosenkranz zu beten, die Soldaten waren gegen die Offiziere, die sie zur Besetzung der Außenwerke befehligen wollten, in offener Empörung aufgestanden, und auf diese Weise die Festung, nach einigen Kanonenschüssen, unvertheidigt gefallen.

Der Graf zur Lippe empfand über diesen schnellen Verlust den höchsten Unwillen; er sah sich von allen Seiten Preis gegeben, seine besten Anstalten halfen zu nichts, seine trefflichsten Plane wurden vereitelt. Jetzt galt es die schleunigsten Maßregeln, um die größeren Nachtheile abzuwehren, die jeden Augenblick bevorstehn konnten. Er beorderte sogleich vier englische Regimenter in allergrößter Schnelligkeit gegen den Mondego nach Ponte da Murcella, um die Verbindung mit dem General Townshend zu erhalten, und die große Straße nach Coimbra zu decken, die dem Feinde, welcher

nach der Einnahme von Almeida bereits das Schloß von Celorico genommen hatte, nunmehr offen stand. Der Graf von Santiago erhielt Befehl, sich so lang als möglich in den Gebirgspässen zwischen dem Zezere, der bey Punhete in den Tejo fällt, und diesem Flusse zu halten, besonders aber den Paß von Sobreira Formoza zu vertheidigen; der Brigadier Bourgoyne wurde beauftragt, auf dem linken Ufer des Tejo die Gränze zwischen Portalegre und Villa Velha zu sichern; der Graf selbst aber kehrte mit allen übrigen Truppen auf das rechte Ufer des Tejo zurück, und stellte sie von Abrantes bis Ponte da Murcella zwischen dem Tejo und Mondego in stufenweisen Abtheilungen auf, um ohne Zeitverlust jede beliebige Richtung einschlagen zu können, welche durch die Bewegungen des Feindes, der unter mehreren zu wählen hatte, nöthig würde. Die Spanier, nach Abberufung des Marquis von Saira durch den thätigeren Grafen von Aranda befehligt, rückten bereits von Almeida über Sabugal und Penamacor längs der Gränze gegen den Tejo, eine Abtheilung ging sogar in das spanische Gebiet zurück, setzte dort über den Fluß, und zog südlich gegen Alcantara. Diese Bewegung nahm der Graf zur Lippe für ein entschiedenes Zeichen, daß der Feind mit ganzer Stärke über den Tejo gehn und in die Provinz Alemtejo einbrechen wolle; dies war am meisten zu fürchten, und am schwersten zu hindern. Die Hauptmacht der Spanier, nachdem sich ihr die beyden Gränzfestungen Salvaterra und Segura, trotz der bestimmtesten Befehle, sogleich ergeben, zog sich bey Castello Branco gegen den Tejo zusammen, und schien den Uebergang

bey Villa Velha erzwingen zu wollen. Der Graf zur Lippe hatte seine Truppen gleichzeitig mit dem Herannahen des Feindes wieder bey Abrantes zusammengezogen, den General Townshend, der inzwischen bis Pinhel gegen Almeida vorgerückt war, wieder an sich gerufen, und nur einige Regimenter unter dem Brigadier Lord Lenox und dem Obersten Hamilton zur Beobachtung der Besatzung von Almeida und einiger in Leon versammelten Truppen in jener Gegend zurückgelassen. Er beorderte den Brigadier Bourgoyne auf dem südlichen Ufer des Tejo gegenüber von Villa Velha eine Stellung zu nehmen, die von Natur ungemein stark und vortheilhaft, gedeckt von vorn durch den Tejo und in der rechten Seite durch einen kleinen Fluß, vollkommen geeignet war, von geringer Mannschaft gegen große Uebermacht behauptet zu werden; sie war nicht leicht anzugreifen, und verwehrte dem Feinde den vortheilhaftesten Uebergangsort, indem sie durch ihr Geschütz die ganze Strombreite und die enge Straße bestrich, die am jenseitigen Ufer zwischen dem Fuß des Berges von Villa Velha und dem Tejo hinläuft. Die Spanier rückten mit Macht an, und versuchten den Uebergang durch starkes Geschützfeyer zu erzwingen, wurden aber von den Portugiesen so tüchtig zusammengeschossen, daß sie unter ansehnlichem Verluste für diesmal ihren Vorsatz aufgaben; doch nahmen sie die Höhen und das Schloß von Villa Velha weg, wo abermals der portugiesische Befehlshaber seine Schuldigkeit außer Acht setzte.

Dieser erste Versuch war glücklich abgewendet, aber er konnte bey öfterer Wiederholung gelingen,

und der Graf zur Lippe, welcher von dem Feinde am meisten das Eindringen in die Provinz Alemtejo fürchtete, suchte denselben nach derjenigen Seite zu locken, die weniger zu befürchten gab. Der spanische Feldherr, dem es ruhmvoller schien, auf der graden Straße gegen Lissabon vorzudringen, ließ in der That mehrere starke Abtheilungen seines Heeres von Castello Branco gegen Sobreira Formoza und gegen den Zezere anrücken. Hier stießen sie zuvörderst auf die Truppen unter dem Grafen von Santiago, die verstärkt worden waren, und fechtend in den steilen Gebirgsengen sich langsam zurückzogen. Als die Spanier mit größerem Eifer unbedacht nachdrangen, nahm der Graf zur Lippe die Gelegenheit wahr, ließ vier englische Regimenter wieder umkehren und plötzlich auf den Feind einbrechen, der solches Angriffs nicht gewärtig eine bedeutende Niederlage erlitt. Aehnliche Vorfälle wiederholten sich öfters, und erhoben den Muth der Portugiesen in demselben Maße, als sie das Vertrauen der Spanier schwächten. Der Graf hatte den Befehl ertheilt, keinen Anlaß zu versäumen, um durch Ueberfälle und kleine Gefechte den Feind in Athem zu erhalten, und in Nachtheil zu bringen. Den kühnsten Streich dieser Art, und der die Spanier am meisten bestürzte, ließ der Brigadier Bourgoyne bey Villa Velha durch den Oberstlieutenant Lee ausführen; dieser ging mit 300 Engländern, worunter 50 Dragoner, durch einen Furth des Tejo bey Nacht auf das jenseitige Ufer, überfiel den Kern der spanischen Truppen unter dem Befehl des Brigadiers Don Eugenio Alvarado, welche sich durch den Fluß völlig gesichert hielten, in ihrem

Lager, und richtete große Verwüstung unter ihnen an; sie büßten viele Leute ein, verloren ansehnliche Vorräthe, die in Brand gesteckt wurden, einen großen Theil des Gepäcks, und selbst mehrere Stücke Geschütz; der Oberstlieutenant Lee aber kehrte mit den Seinigen und mit vieler Beute am hellen Morgen unversehrt über den Tejo zurück. Was aber immer in dieser Art sich ereignen mochte, stets blieb der Erfolg in den Schranken des Augenblickes, und ließ den künftigen derselben Ungewißheit ausgesetzt, die bey dem vorigen zu fürchten gewesen. Der Graf mußte alle Meisterschaft kriegskünstlerischer Geschicklichkeit, alle Hülfsmittel der Klugheit, der Vorsicht und des Muthes aufbieten, um den Gefahren, die ohne Unterlaß drohten, unaufhörlich zu entgehn. Der geringste Fehler, die kleinste Versäumniß konnte den Untergang herbeyführen, und immer die größten und unerwartetsten hatte er auszugleichen und gut zu machen. Auch durch das Beyspiel persönlicher Tapferkeit mußte er bey jedem Anlasse seinen Truppen vorangehn, und sich öfter, als dem Oberbefehlshaber zukommt, mit dem Degen in der Faust dem Feinde bloßstellen. Auf einem der Streifzüge, die er häufig genöthigt war in Person anzuführen, stieß er an der Spitze von 600 Mann auf 2000 Spanier, die aus einem Gehölz unvermuthet hervorbrachen; das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden, seine Entschlossenheit fand Rath zu dem ungleichen Kampfe. Er hatte im Rücken einen großen Teich, vor diesem dehnte er seine 200 Reiter in weitläuftiger Stellung aus, und drängte sein Fußvolk auf einem Flügel zusammen; als die Spanier, um nicht überflügelt zu werden, sich gleichfalls

ausdehnten, und in ausgebreiteten Reihen anrückten, zog er plötzlich seine Reiter wieder zusammen, und stürmte an ihrer Spitze, während das Fußvolk heftig nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach sie, und stob sie mit großer Niederlage nach beyden Seiten auseinander. Solcher Geistesgegenwart bedurfte es hier immerfort; jeden Augenblick schlug eine Berechnung fehl, kam irgend eine schlimme Nachricht; selbst von der Hauptstadt her wurden ihm nur Störungen bereitet, bey jeder Bewegung, die er machte, hielt man sich dort für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft der Spanier; der König und sein ganzer Hof waren mehrmals im Begriffe, sich nach England einzuschiffen; man schrie laut über den Unverstand, wohl gar über den Verrath des Feldherrn, und sprach davon, ihm den Oberbefehl abzunehmen.

Inzwischen rückte die spanische Hauptmacht, ungeachtet der einzelnen Unfälle, nach und nach vor, und setzte sich, zwar langsam, aber doch täglich mehr, in den Gebirgen fest. Der Graf zur Lippe fürchtete zwar in der starken Stellung, die er vorwärts von Abrantes und Punhete bey Maçao behauptete, keinen ernstlichen Angriff; sein ausgedehntes Lager war durch steile Felsenwände und zerrissene Schluchten der Gewässer vollkommen gedeckt, zur Seite strömte der Tejo, im Rücken der Zezere, das Geschütz war so vortheilhaft aufgestellt, daß jede Truppenmacht, bevor sie zum Angriff gelangte, schon im Anrücken niedergeschmettert wurde. Allein obwohl selbst in dieser Stellung unangreifbar, durfte der Graf in dieser Sicherheit doch keineswegs unthätig bleiben, da den Spaniern das

ganze übrige Land offen blieb, und sie bey ihrer Ueberzahl zugleich ihn umschlossen halten und anderweitige Eroberungen versuchen konnten. In dieser Schwierigkeit glaubte er wagen zu müssen, was unter andern Umständen ihn nicht erlaubt geschienen hätte, seine geringe Truppenanzahl durch eine bedeutende Entsendung noch mehr zu schwächen. Er ließ den General Townshend, den er eben erst an sich gezogen hatte, denselben Weg, den er gekommen, wiederum nordwärts zurückmarschiren, mit dem Auftrage, vereinigt mit Lord Lenox gegen Penamacor in den Rücken des spanischen Heeres vorzudringen, und demselben die Verbindung mit Almeida und Ciudad Rodrigo so wie jede Zufuhr von dorther abzuschneiden. Der General Townshend vollführte diesen beschwerlichen und weiten Marsch durch unwegsames Gebirg und verödete Gegend zur größten Zufriedenheit des Grafen; die Portugiesen zeigten dabey die standhafteste Ausdauer, indem sie die größten Entbehrungen und härtesten Mühsale -- der steinigte Boden trug ihre blutigen Fußstapfen — ohne Murren erduldeten.

Durch diese kühne Bewegung war die Lage des spanischen Heeres, dem weder bey Villa Velha, welches wiederholt angegriffen wurde, noch bey Abrantes ein gewünschter Erfolg erschien, äußerst mißlich geworden. Sie war von Anfang in diesem verwickelten Erdreich nicht günstig, und hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert. Durch Veranstaltung des Grafen zur Lippe hatten die Portugiesen bey Annäherung des Feindes alle Lebensmittel und Vorräthe, die nur irgend brauchbar waren, fortgeschafft oder zerstört, alles Zug- und Schlachtvieh

weggetrieben, ja die Menschen selbst hatten ihre Wohnungen verlassen müssen, in welchen nicht einmal das nöthigste Geräth zurückblieb. Die Spanier fanden bey ihrem Vorrücken rings umher nur Wüste und Einöde, in der sich keinerley Hülfsmittel weder für den Unterhalt, noch für das Fortkommen darboten; sie mußten ihre Verpflegung und jedes andre Bedürfniß mit großer Beschwerde aus den nächsten spanischen Provinzen beziehen; die Zufuhren blieben häufig aus, und die Truppen hatten große Entbehrungen zu leiden; die Pferde der Reiterey mußten als Lastvieh dienen, und gingen größtentheils dabey zu Grunde, die Soldaten selbst erlagen der täglichen Arbeit, die sie in Ermangelung der Landesbewohner zu verrichten hatten. Aus Rache wütheten die Spanier nur desto heftiger gegen die wenigen zurückgebliebenen Bauern, die in ihre Hände fielen, zündeten die Wohnungen an, und zerstörten alles, was noch übrig war; sie vermehrten aber dadurch nur ihre eigne Noth und die Erbitterung der Bauern, die aus ihren Schlupfwinkeln bewaffnet hervordrangen und ganze Abtheilungen der Spanier niedermachten. Durch den General Townshend wurde die Zufuhr vollends erschwert, ganze spanische Regimenter mußten mühsame Märsche machen, um die Absendungen in Empfang zu nehmen und zu begleiten, und oft fielen sie dennoch den Portugiesen in die Hände. Bald herrschte drückender Mangel im spanischen Lager, die Soldaten, ermattet und abgerissen, wurden vom Hunger geplagt. Der Graf von Aranda war in peinigender Verlegenheit; er dachte wohl einen Augenblick mit ganzer Macht die Portugiesen

anzugreifen, allein die starke Stellung und schlagfertige Bereitschaft des Grafen zur Lippe ließen ihn solche Gedanken alsbald wieder aufgeben; er vermochte auf keiner Seite etwas Zureichendes auszuführen, und sah sich unthätig in die nachtheiligste Lage versetzt; andrerseits schämte er sich, mit solcher Ueberzahl vor so geringem Feinde den Rückzug anzutreten; doch als zuletzt noch heftige Stürme und unendliche Regengüsse die Leiden seiner Truppen auf's Höchste brachten, blieb keine andre Wahl mehr übrig. Am 15. October brach das spanische Heer aus allen seinen Stellungen auf, und zog nach Castello Branco zurück. Der Graf zur Lippe ließ dem Feinde den General Frazer im Rücken nachfolgen; dem General Townshend und dem Brigadier Bourgoyne gab er Befehl, von beyden Seiten lebhaft vorzugehn und durch wiederholte Angriffe den Rückzug zu beschleunigen, ersterer besetzte Penamacor und Monsanto, letzterer das Schloß von Villa Velha. Die Spanier behaupteten sich noch eine Weile in Castello Branco, welches sie im November dann auch räumten, so wie Salvaterra und Segura, nachdem sie die Befestigung dieser Orte gesprengt.

Die Portugiesen hatten durch den Regen ebenfalls sehr gelitten, und sich einen Augenblick sogar in höchst gefährlicher Lage befunden; der Zezere war durch die stürzenden Gebirgswässer dergestalt angeschwollen, daß alle Brücken fortgerissen, und die Verbindung mit Lissabon eine Zeitlang ganz unterbrochen wurde; die Spanier waren glücklicher Weise nicht in der Verfassung, diesen Umstand zu benutzen, sie schienen aber nicht einmal Kunde davon zu haben, und die Gefahr ging glücklich vorü-

ber. Da die Truppen sehr der Erholung bedurften, so gab der Graf den allgemeinen Bitten nach, und ließ sie ausgedehnte Quartiere beziehn; doch blieb der Brigadier Bourgoyne mit seiner Abtheilung zwischen Niza und Portalegre aufgestellt, um die Spanier, die sich nach Alcantara gezogen hatten, zu beobachten, auch wurden alle Pässe von Elvas bis zum Tejo sorgfältig bewacht. Die Spanier schienen nichts mehr unternehmen zu wollen, es hieß sogar, der Graf von Aranda habe das Heer verlassen, und sey nach Madrid gereist; während er selbst dieses Gerücht verbreiten ließ, befand er sich mit dem Kern seiner Truppen in Valença, und beabsichtigte einen Ueberfall auf Campomajor. Der Graf zur Lippe jedoch, sich stets gleich bleibend in seinen Feldherrneigenschaften, war auf seiner Huth, und vernachläßigte trotz des sichern Anscheins keine Vorsicht; hierauf durch aufgefangene Briefschaften aus Badajoz von dem feindlichen Anschlag in Kenntniß gesetzt, zog er mit größter Schnelligkeit seine zerstreuten Truppen wieder zusammen, und traf so gute Anstalten, daß der Versuch der Spanier auf Campomajor mißlang, und ihre Angriffe auf Marvao und Oguela nicht glücklicher waren. Hierauf nahm er mit gesammter Stärke eine Stellung bey Portalegre, dem spanischen Lager nah gegenüber. Jetzt schien es zu ernsthaften Ereignissen und entscheidenden Schlägen kommen zu müssen, eine Schlacht schien unvermeidlich bevorzustehn, und unter Umständen, die für die Portugiesen noch immer ungünstig genug waren. Allein der Feind, abgeschreckt durch die letzten Gefechte und ohne Zutrauen zu sich selbst, verließ am 15. November aus eignem

Antriebe das Lager von Valença, und ging nach Spanien zurück. Der Abschluß der Friedensgrundlagen zwischen Frankreich und England war inzwischen am 3. November erfolgt, und machte allen weiteren Feindseligkeiten zwischen Spanien und Portugal ein Ende.

Der Feldzug gegen Portugal war indeß völlig gescheitert; das Königreich stand, fast ganz vom Feinde gereinigt, in gerüsteter Haltung. Das spanische Heer war auf die Hälfte seiner anfänglichen Zahl herabgekommen, des Krieges überdrüssig, durch Mangel und Ungemach in Muthlosigkeit gesunken, bloß die französischen Hülfstruppen, die sich besser vorzusehen gewußt, machten hierin einige Ausnahme. Entgegengesetzt war der Zustand der Portugiesen; sie hatten trotz aller Unordnung und Mängel, die noch bey ihnen herrschten, an kriegerischer Bildung gewonnen, so wie an Muth und Selbstvertrauen; sie durften ansehnlicher Verstärkung entgegensehen. An Eroberung des Königreichs, die wenigstens von französischer Seite ernsthaft beabsichtigt worden, wäre bey Erneuerung des Feldzuges im kommenden Jahre nicht mehr zu denken gewesen. Was Spanien betrifft, so ist ausgemacht, daß der Zug gegen Portugal am Hofe zu Madrid viele Gegner gehabt. Die Königinn Mutter liebte zärtlich die Königinn von Portugal, ihre Tochter, und suchte daher in aller Weise die Absichten ihres Sohnes auf jenes Königreich zu vereiteln. Die spanischen Minister waren dadurch in zwey Parteyen getheilt, und die Generale empfingen widersprechende Befehle oder unausführbare Vorschriften. Der Marquis von Pombal

wußte durch seine geheimen Verbindungen und wohlangebrachten Geldspenden diese Umstände geschickt zu benutzen, und rechnete mehr auf die Siege seiner Staatskunst, als auf die Ereignisse im Felde. Man darf jedoch, ohne ungerecht gegen den großen Staatsmann zu seyn, wohl behaupten, daß seine Thätigkeit allein, wie wirksam sie auch gewesen, die Eroberung des Reiches nicht würde verhindert haben. Auch priesen der Hof und das Volk, ungeachtet der früheren Mißstimmung, jetzt einmüthig den Grafen zur Lippe als den Retter und Schützer von Portugal, ihm wurden Triumphbögen und Ehrensäulen errichtet, ihm die beflissenste Huldigung dargebracht; der Ruhm des großen Grafen, wie man ihn mit Begeisterung nannte, erscholl durch das ganze Land.

Der förmliche Friedensschluß zwischen den kriegführenden Mächten erfolgte zu Paris am 10. Februar 1763, und gab den Portugiesen die von den Spaniern noch besetzten Festungen, dem Grafen zur Lippe aber, der in der Eigenschaft eines Verbündeten in dem Frieden mitgenannt war, seine von den Franzosen in Deutschland besetzten Lande zurück. Der Graf begab sich zuerst nach Lissabon, um das Werk der Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens, die ihm kaum erst begonnen dünkte, mit Eifer fortzusetzen. Der König Joseph empfing ihn mit glänzender Huld, und bezeigte ihm auf alle Weise seine Anerkennung und Dankbarkeit. Eigenhändig schrieb er in den belebtesten Ausdrücken an den König von Großbritannien, um demselben für die geleistete wirksame Hülfe und besonders dafür zu danken, daß er ihm den Gra=

fen zur Lippe gesandt habe. Zu den Titeln eines Feldmarschalls und Generalissimus verlieh er diesem, wegen der Verwandtschaft, die sich zwischen den Häusern von Portugal und Lippe erwies, den noch höheren einer Alteza, welcher in Portugal sonst nur dem Kronprinzen gebührte, gab darüber eine öffentliche Bekanntmachung, und behandelte den Grafen fortan als einen Verwandten des königlichen Hauses, er umarmte ihn bey jedem Zusammenkommen, und nannte ihn nie anders, als seinen Vetter, im Portugiesischen il mio Primo. Diese Titel und Würden verblieben ihm, und man hielt ihn durch sie auch in Deutschland zu größeren Ehren berechtigt, als einem Reichsgrafen sonst gebühren mochten. Gleich dem Könige näherte sich ihm jetzt auch mit großer Hochachtung der Marquis von Pombal, obwohl den Kriegsleuten im Allgemeinen abgeneigt, bewunderte den Geist und die Einsichten, die sein Gespräch zu erkennen gab, ging nunmehr williger in seine Entwürfe ein, und zog ihn selbst bey wichtigen Angelegenheiten oftmals zu Rath. Wirklich soll der Graf in Betreff der inneren Staatsverwaltung und des Finanzwesens die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilt haben, deren heilsame Befolgung alsbald auch in dem Fache, das ihm zumeist oblag, verspürt wurde, indem fortan die Truppen regelmäßig ihren Sold erhielten, und die beträchtlichen Kosten der neuen Anlagen und Einrichtungen zu gehöriger Zeit aufgebracht wurden. Der bedeutende Einfluß des Grafen auf die innern Angelegenheiten läßt sich schon daraus ermessen, daß alle hohe und niedere Beamte des ganzen Reiches ausdrücklich angewiesen wurden, den

Verfügungen desselben zum Behufe seiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorsamen, und erst nach dem Vollzuge das Nöthige darüber an den Hof zu berichten. Doch hat er diesen Zweig seiner Wirksamkeit stets mit großem Geheimnisse behandelt, theils um das Zutrauen des Königs nicht zu misbrauchen, theils auch wohl, damit die Eifersucht des mächtigen Ministers nicht zu sehr erregt würde. Er vermied jedes Gespräch über diese Gegenstände, und auch seine Offiziere mußten hierüber ein strenges Schweigen beobachten. Durch diese kluge Mäßigung blieb sein Ansehen und Einfluß, bey aller Steigerung und Ausbreitung, von dieser Seite stets ungefährdet. Auf die Besetzung der Aemter, das politische System des Hofes, die Anstalten der Volksbildung und manche besondere Angelegenheit, die das Hof- und Staatsleben erzeugte, wirkte er durch Meinung und That kräftig ein. So trug er unausgesetzt zur Fortdauer der engen Verbindung Portugals mit England bey, indem er Misverständnisse und Störungen mancher Art, die sich öfters einschlichen, stets im Beginn, ehe sie weiter führen konnten, zu beseitigen wußte. So gab er einer Gesellschaft von portugiesischen Gelehrten, die in ihrer Sprache für die ausgezeichnetsten Schriftsteller galten, den bedeutenden Auftrag, die besten englischen, französischen und deutschen Bücher zu übersetzen.

Seine wichtigste und umfassendste Einwirkung erfuhr jedoch, wie natürlich, das Kriegswesen selbst. Den regelmäßigen Stand der Truppen brachte er auf 32,000 Mann, nähmlich 32 Regimenter zu Fuß, jedes von 800 Mann, 12 Reiterregimenter, und

2 Regimenter Artillerie. Er entwarf ausführliche Vorschriften des Dienstes und der Waffenübung, von den geringsten Handgriffen bis zu den bedeutendsten Feldbewegungen, alles war darin genau festgesetzt, und im Sinne eines großen, in allen seinen Theilen zweckmäßig übereinstimmenden Vertheidigungssystems gedacht. Für diese Seite der Kriegsführung hatte er überhaupt große Vorliebe, die mit seinen sittlichen Ansichten, wie mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen, eng zusammenhing; der Lage von Portugal war ein solches System unstreitig am angemessensten. Er bereiste das ganze Königreich, um sich eine vollständige Kenntniß des Landes zu verschaffen, und in Hinsicht auf Vertheithigungsanstalten jede Oertlichkeit selbst zu untersuchen. Er ließ auf mehreren Puncten neue Befestigungen anlegen, oder die schon vorhandenen verstärken. Am wichtigsten aber war die Erbauung des Forts, welches der König ihm zu Ehren la Lippe genannt. Dieses Fort liegt auf einer felsigen Höhe bey der Festung Elvas in der Provinz Alemtejo, und vollendet mit dem benachbarten Fort St. Lucia die Befestigung dieses bedeutenden Platzes, der früherhin durch feindliches Geschütz von jener Höhe beschossen werden konnte. Das Fort la Lippe bildet ein Viereck von vier Basteyen mit einem nach dem Abhange des Berges verlängerten Hornwerk und einigen Außenwerken, hat verdeckte Batterien, wohlangelegte Minen, bombenfeste Kasematten und ist geräumig genug für eine Besatzung von 2000 Mann. Das Fort ist in manchem Betracht getadelt worden, aber selbst bey ihrem Tadel haben die Sachverständigen die große Kriegseinsicht des Er-

bauers rühmen müssen, und noch in den Feldzügen der Engländer unter Wellington fanden die Engländer dasselbe eine der stärksten Festen in Europa. Die Hauptstadt selbst ließ er neu befestigen, und mit einer bleibenden Besatzung von 8 Regimentern versehen. Die Thätigkeit des Grafen war unermüdet, in den Truppen Ehrgefühl, Geist, Diensteifer und Kriegszucht zu beleben; Beyspiel, Vorschrift, Belohnung, Strafe, alles wurde zu diesem Zwecke nachdrücklichst in Bewegung gesetzt. Die Uebungen aller Art wurden unablässig wiederholt, die Regimenter oft in größere Masse vereint, Märsche unternommen, Lager bezogen. Dem Könige und dem ganzen Hofe gab er in dem Lustlager zu Villa Viçosa das in Portugal seit vielen Jahren unbekannte Schauspiel kriegerischer Feldübungen, allen Anwesenden zum größten Erstaunen. Zum Behufe dieser Unterweisung und Uebung zog der Graf durch die Zusage doppelter Besoldung viele deutsche und französische Offiziere in portugiesische Dienste, und er hatte das Glück, in seiner Auswahl selten zu fehlen; ein General Böhm, Major von Zanthier, Hauptmann Prätorius, so wie Graf Ferdinand zur Lippe, Vetter und nachheriger Schwager des Grafen Wilhelm, wurden noch späterhin mit Auszeichnung genannt. Viele andere Ausländer dagegen, untüchtige Abenteurer, die er durch Zufall oder Gunst befördert vorfand, suchte er wegzuschaffen, mit großem Beyfall der Portugiesen, die den Fremden überhaupt abgeneigt waren, und höchstens dem unbestreitbarsten Verdienste den Platz verzeihen wollten, der ihm in ihren Reihen zu Theil wurde. Der Graf von Ponte de Lima und der

Marquis von Lavradia gingen so weit, jedem ausländischen Offizier, selbst wenn ihn der König unmittelbar empfohlen hatte, die Aufnahme in ihre Regimenter standhaft zu verweigern; glücklicherweise war der Graf zur Lippe mit diesen beyden Regimentern ausnehmend zufrieden, und brauchte solcher Gesinnung, die hier durch die That gerechtfertigt war, keine Gewalt anzuthun. Die hauptsächlichste Sorge des Grafen blieb auf die Artillerie und das Geniewesen gerichtet; für beyde wurde in Lissabon nach seinen Angaben eine Kriegsschule errichtet, und mit den tüchtigsten Lehrern besetzt. Auch dem Seewesen widmete er seine thätige Aufmerksamkeit. Durch unermüdetes Betreiben brachte er es dahin, daß 300 Engländer zur Erbauung neuer Kriegsschiffe angestellt wurden, deren Zahl man bis auf 30 bringen wollte.

Die großen Verbesserungen, welche der Graf durch seine rastlose Thätigkeit und strengen Eifer bewirkte, wurden zwar vielfach anerkannt, und besonders abseiten des Hofes nach Verdienst gewürdigt, allein er regte dadurch zugleich den Neid und Haß vieler Einzelnen, so wie die Vorurtheile der Menge heftig auf. Gegen den Ausländer, der alles umkehre, ohne die portugiesischen Gebräuche und Vorzüge nur zu kennen, der mit willkürlicher Gewalt nur seinen Eigensinn durchsetze, ohne die Angemessenheit der Dinge und Personen zu beachten, gegen diesen schrien Alle, die durch seine Anordnungen verletzt oder bedroht waren. Die Geistlichkeit entflammte gegen den Ketzer, von dessen Gesinnung und Einfluß sie für sich nie Vortheilhaftes zu hoffen sah, den Widerwillen und Haß

des Volkes auf alle Weise. Dadurch fand er sich bey jedem Schritte von zahllosen, unerwarteten Schwierigkeiten umgeben, die erst oft nach hartem Kampfe zurückwichen; seinen entschiedensten Befehlen wurde häufig mit üblem Willen halb und verkehrt, oder mit völligem Ungehorsam gar nicht Folge geleistet. Ein Außenwerk des Forts la Lippe machte unter andern die Wegräumung einer alten Kapelle nothwendig, welche, unsrer lieben Frauen der Gnade geweiht, von Wallfahrern besucht wurde. Die Geistlichkeit erhob sogleich die heftigste Klage, und als diese fruchtlos blieb, streute sie eifrig die Weissagung aus, die Muttergottes werde solche Beleidigung rächen, und dem Festungsbau durch ein Wunder Einhalt thun. Diese Sage ging von Mund zu Mund, und war bald allgemein verbreitet. Als der Graf davon hörte, verdoppelte er, einen tückischen Anschlag befürchtend, seine Wachsamkeit. Eines Tages, da er sich am Eingange einer Mine befand, die schon geladen war, um einen Felsen zu sprengen, kamen die Arbeiter voll Schrecken hervor, und riefen, es sey Feuer in der Mine, ein Genieoffizier selbst bestätigte, er habe den Rauch aufsteigen sehen; die Leute schrien, hier geschehe ein Wunder, das Feuer rühre zuverläßig von der heiligen Jungfrau her, die ihr Misfallen an dem Werke kund gebe. Der Graf aber ließ sich unerschrocken in die Mine hinab, um selbst nachzusehen, und das Feuer, wenn es wirklich vorhanden, zu ersticken, oder, falls es erdichtet, den Aberglauben zu beschämen. Die Leute staunten über seine heldenmüthige Kühnheit, und mußten sich bald überzeugen, daß alles in guter Ordnung und ohne

Gefährde sey; sie gingen getrost wieder an ihre Arbeit, der Kapelle wurde nicht weiter gedacht, und die Befestigung wurde vollendet. Die blinde Wuth seiner Gegner ließ es nicht bey Versuchen solcher Art bewenden, sie trachtete ihm sogar nach dem Leben. Der Graf stand eines Tages in einem Uebungslager vor den Zelten, als eine Kugel, aus einer Windbüchse geschossen, ihm durch den Hut ging. Er blieb ruhig stehen, und rief einige Offiziere heran; eine zweyte Kugel sauste dicht an ihm vorüber; man drang in ihn, diesen Platz sogleich zu verlassen; doch er stand unerschüttert, und sah sich forschend um, den Thäter zu entdecken. Sein scharfer Blick gewahrte schnell einen portugiesischen Soldaten, der hinter seinem Zelt hervor eben den dritten Schuß versuchen wollte. Ergriffen gestand der Unglückliche alsbald, daß eigener Glaubenseifer und fremde Anstiftung ihn zu dem Mordanschlage verleitet, und er habe den Grafen umbringen wollen, weil es keine Sünde, vielmehr ein Verdienst sey, einen Ketzer aus dem Wege zu räumen. Der Graf befahl, den Verbrecher nach Kriegsrecht sogleich zu erschießen, und zwar ohne Beichte und letzte Oelung. Alles entsetzte sich über diesen Befehl, der, trotz der dringenden Vorstellungen der Feldprediger und trotz der eifrigen Verwendung vieler Generale und vornehmen Portugiesen, in aller Strenge vollzogen wurde. So furchtbar grausam dieses Verfahren gegen den Einzelnen seyn mochte, dessen Seligkeit dadurch zugleich mit dem irdischen Leben verloren schien, so war es doch das einzige Mittel, die Wuth des Aberglaubens durch ihre eigene Macht zu bekämpfen,

und von ähnlichen Mordversuchen auf immer abzuschrecken.

Nachdem der Graf unter allen Schwierigkeiten endlich die Herstellung des portugiesischen Kriegswesens so weit gefördert, daß die Grundlagen einer neuen Ordnung der Dinge überall ein sicheres Weiterbauen nach seiner Anleitung gestatteten, ohne seiner persönlichen Aufsicht unmittelbar zu bedürfen, so begann er seine Gedanken ernstlich auf die Rückreise nach Deutschland zu richten, wo seine angestammten Lande, aus den vieljährigen Kriegsdrangsalen endlich wieder aufathmend, der heilsamen Gegenwart ihres Fürsten dringend begehrten. Er glaubte auch, daß sein Werk am Ende doch nur dann bleibenden Werth haben könne, wenn es durch thätiges Fortwirken der Portugiesen in der eröffneten Richtung befestigt und heimisch geworden, welchem Zwecke die ununterbrochene Oberaufsicht eines Fremden in der Folge sogar hinderlich seyn konnte. Die Hauptsache war gethan, die Bahn gebrochen, talentvolle und kenntnißreiche Männer in allen Fächern vorangestellt; was weiter nöthig war, durfte von den Einrichtungen selbst, so wie von der Theilnahme und Ausbildung der Inländer, erwartet und gefordert werden. Der Graf meldete daher dem Könige seinen Entschluß, und da weder er selbst noch seine Offiziere in portugiesischem Solde noch eigentlichem Dienste waren, so konnte seinem Vorhaben kein wesentliches Hinderniß entgegenstehen. Da sein längeres Verweilen in Portugal und noch mehr seine Anstalten den Hof von Madrid fortwährend in unangenehmer Spannung erhielten, die man jetzt gern vermieden wünschte, so kam die Er-

öffnung des Grafen in diesem Augenblicke sogar nicht ganz ungelegen, und vermehrte nur die Beeiferung ihn glänzend zu entlassen. Mit uneigennützigem Stolze verbat er jede dargebotene Belohnung; nur einige Ehrengeschenke, welche der König hatte bereiten lassen, vermochte dessen eifriges Verlangen ihm bey der Abreise noch aufzudringen; ein reich besetztes Bild des Königs; einen Hutknopf und Schleife von Diamanten; sechs kleine Kanonen von gediegenem Golde, mit dem Wappen des Grafen geziert, auf Lavetten von Ebenholz mit Beschlag von Silber, man rechnete den Werth einer jeden auf 3000 Dukaten; ein kostbares Münzkabinet; eine Anzahl der prächtigsten Pferde; vier seltene Adler, und andere Merkwürdigkeiten, welche nachher in Bückeburg lange Zeit die Bewunderung der Schaubegierigen waren. Der Graf mußte versprechen, auch in der Ferne für Portugal seine Sorgfalt zu erhalten, und dieses Land nicht auf immer zu verlassen. Er nahm Abschied von den Truppen durch ein rührendes Schreiben, in welchem er ihnen die Sorge für die Erhaltung seiner Anordnungen dringend anempfahl, und sie in allen Angelegenheiten an den Marquis von Pombal verwies, unter dessen unmittelbaren Befehl sie fernerhin stehen würden. Gegen diese letztere Verfügung gab es im Heer und Volk viele Unzufriedene, die den gehaßten Minister ungern an der Spitze der Kriegsmacht sahen. Der Graf aber urtheilte ganz anders, er legte demselben eine der größten Seelen bey, und glaubte seine neue Schöpfung keinen würdigeren Händen vertrauen zu können. Von Ruhm und Segenswünschen begleitet, in welche

zum Abschiede nun auch manche Gegner einstimmten, ging er zu Schiff und begab sich zuerst nach London, wo er mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde, und vom Könige einen reichbesetzten Degen empfing. Am 17. November 1763. kam er glücklich in Bückeburg an, zur herzlichsten Freude seiner Unterthanen, die seinen Thaten und Ehren in der Ferne mit theilnehmenden und stolzen Blicken gefolgt waren.

Er fand hier ein weites Feld eröffnet für seine mannigfache, nach dem verschiedensten Richtungen mit Ernst und Nachdruck wirkende Thätigkeit. Es war nach dem Kriege viel Altes herzustellen, Unterbrochenes fortzusetzen und Neues zu beginnen. Er hatte von Grund seines Herzens den edlen Vorsatz gefaßt, seine bürgerliche Regierung gut zu führen; er wollte redlich das Seinige thun, um seinem kleinen Lande alle Vortheile zu gewähren, die der Gang fortschreitender Entwickelung und das Licht des Zeitalters den Menschen durch einen aufgeklärten und pflichtbedachten Fürsten so wohlthätig verleihen können. Die Erfahrungen, die er in Portugal gemacht, waren ihm hieben von großer Wichtigkeit, sie gaben ihm reichen Stoff zum Nachdenken, und bestimmte Richtung im Handeln. Das Beyspiel und der Umgang eines Staatsmannes, wie der Marquis von Pombal, welcher mit gewaltigem Geist und bedeutendem Erfolge das Innere des Landes zu neuer Kraft und Bildung emporzuheben strebte, war für ihn nicht fruchtlos geblieben. Seine gütige und reine Gemüthsart hielt ihn dabey mehr als früher von allem Gewaltsamen zurück, seine strenge Denkweise und starke Willenskraft er-

gaben sich aber auch nicht jeder Schwierigkeit; in dieser gemessenen Haltung durfte er jene heftigen Spannungen nicht fürchten, welche bey allzu rascher Ausführung des Guten so leicht den Zweck verfehlen, und zuletzt auch den Charakter trüben. Seine erste und dringendste Sorge verwandte er auf die Verbesserung der Landeskultur, die Förderung der Gewerbe, und besonders des Ackerbaues, als des ersten von allen. In dieser Absicht führte er eigne Versammlungen ein, zu welchen die angesehensten Hauswirthe, aus den Städten sowohl als vom Lande, berufen wurden, um sich über gemeinnützige Angelegenheiten frey zu berathen, und das Ergebniß dieser Berathungen als Vorschlag oder Wunsch bey der Regierung einzureichen; eine Art Volksvertretung, auf guter Grundlage und in wahrer Richtung aufgestellt, obgleich in damaligen Zuständen noch keiner weiteren Entwickelung fähig! Indem er auf solche Weise jede freye Meinung und Thätigkeit auf ihrem Standpuncte ehrte und gelten ließ, suchte er von dem seinigen nach bester Ueberzeugung auch die eigne Meinung und Thätigkeit geltend zu machen. Mit dem glücklichen Beyrathe seines treuen Kammerdirektors Westfeld, eines kraft- und sinnvollen Mannes, den ihm der berühmte Kästner in Göttingen empfohlen hatte, hob er gegen geringe Entschädigung alle Frohndienste iu seinem Lande auf; er vertheilte die großen Vorwerke zum Nutzen des Landmanues in kleinere Wirthschaften; seine Hausgüter verpachtete er an tüchtige Bauersleute, welche den eignen Fleiß darauf verwandten, statt daß vorher die Beamten solche Pachtungen als Pfründen übernahmen und mit großem Gewinn an geringere

Pächter überließen, die bey den harten Bedingungen niemals gedeihen konnten. Er schränkte die Zahl der Feyertage ein, deren zu häufige Wiederkehr ihm doppelt schädlich dünkte, indem sie dem Fleiß hemme und die Verschwendung begünstige; er stiftete Hülfskassen, Versicherungsanstalten — damals noch selten —, gute Armenpflege, ein Waisenhaus. Wüste Strecken, deren es in der Grafschaft viele gab, ließ er urbar machen, Moore austrocknen, und auf dem gewonnenen Boden neue Ansiedelungen gründen; in Waldgegenden besonders, die er minder verödet zu sehen wünschte, stiftete er Niederlassungen für seine alten verdienten Krieger, die mit Haus, Hof, Garten und Feld versorgt wurden. Ueber den Zustand der Haushaltungen auf dem Lande ließ er sich regelmäßig Bericht erstatten, der Fleiß fand vielfache Aufmunterung und Belohnung, die Fahrlässigkeit und Verwilderung aber blieben nicht ohne Rüge; bey Unglücksfällen kam er den Getroffenen durch Geldvorschüsse zu Hülfe, oder milderte ihre Noth wenigstens durch Erlaß der Abgaben. Seine Verordnungen enthielten jedesmal, außer dem Befehle selbst, auch die Gründe, aus welchen der Befehl gegeben ward; viele derselben schrieb er selbst, und diese trugen in der Angemessenheit des Inhalts wie in der Klarheit des Ausdrucks ganz das Gepräge seines Geistes und Charakters. Er suchte die Verbesserungen, die er bezweckte, fast nur durch Wetteifer und Ehrliebe, selten durch Strafe, zu bewirken, und in diesem Bemühen sah er sich durch den glücklichsten Erfolg belohnt; die Vergehungen aller Art minderten sich bedeutend, die Sitten wurden reiner und sanfter, und dadurch nur um so stärker.

Seine Beamten wählte er mit großer Sorgfalt, und beachtete dabey nur Verdienst, nicht Herkunft oder Empfehlung der Gunst; sie durften sich keine Willkür, keinerley Bedrückung erlauben; seine Wahl war meistens glücklich, wackre und geschickte Männer fanden eine Ehre darin, in seine Dienste zu treten. Er selbst machte häufig kleine Reisen im Lande und unvermuthete Besuche, um sich von allen Dingen mit eignen Augen zu unterrichten; jedermann konnte ihn ansprechen, er vernahm freundlich jede Bitte und Beschwerde, die an ihn gerichtet wurde, und antwortete bestimmt und klar; seine Verneinung war schwer umzuändern, auf seine Zusage konnte man sich ganz verlassen. Wohlthätig und freygebig bis zur Großmuth, bedurfte er bey seiner Ordnungsliebe doch niemals außerordentliche Hülfsquellen, seine gewöhnlichen Einkünfte genügten ihm; ja, was wundervoll erscheint, die großen Anstalten und Bauten, welche für die Kräfte des kleinen Landes ungeheuer und ganz unerschwinglich dünkten, bestritt er aus jenen Einkünften, ohne jemals neue Auflagen zu machen, oder die bestehenden zu steigern; er bezahlte sogar noch mehrere Schulden ab, die von seinen Vater her auf dem Lande lasteten; sie insgesammt zu tilgen dünkte ihm unzweckmäßig und unnöthig, sonst würde er auch dies leicht ausgeführt haben. Unter dieser wahrhaft väterlichen zugleich und fürstlichen Obhut gelangte das kleine Land nach beendigtem Kriege alsbald zu dem blühendsten Wohlstande, überall vermehrte sich Leben und Thätigkeit in segenvollem Gedeihen. Der Graf war allgemein als wahrer Landesvater geliebt und verehrt, seine Unterthanen waren stolz auf ihn, und nannten seinen Nahmen mit Begeisterung.

Vor allen aber ausgezeichnet und merkwürdig waren seine umfassenden Anstalten und Einrichtungen im gesammten Krigsfache, dieses blieb der Gegenstand seiner entschiedensten Neigung; leidenschaftlich wandte er Gedanken und Kräfte auf diese Seite. Schon im Jahre 1761 hatte er im Steinhuder-Meer, einem beträchtlichen Landsee der Grafschaft, mit den größten Schwierigkeiten und Kosten durch eingesenkte Steine den Grund zu einer künstlichen Insel gelegt, auf welche er späterhin eine Feste erbaute, die durch ihre Lage für unüberwindlich gelten konnte. Diese Feste, deren Bau und Einrichtung ihn nach seiner Rückkehr aus Portugal viele Jahre fortgesetzt beschäftigte, nannte er Wilhelmstein. Sie hatte die Gestalt einer Sternschanze, deren Spitzen durch sechszehn Außenwerke gedeckt wurden, jedes wieder eine besondere Insel bildend und für die Besatzung mit kleinen Gebäuden und Gärten versehn. Ein bombenfestes Schloßgebäude auf der Hauptinsel enthielt, außer der Wohnung des Grafen, mehrere Säle für Lehrstunden und Sammlungen, viele Zimmer für Offiziere und Gäste, große Gewölbe für Pulver und Mundvorräthe, endlich Kasernen für die Soldaten. Die Feste konnte bey gehörigen Vorräthen durch 400 Mann jahrelang vertheidigt werden, nöthigenfalls aber dreymal so viel Truppen aufnehmen, dagegen hätte ihre völlige Einschließung wenigstens 22,000 Mann und viel schweres Geschütz erfordert. Sie erfüllte den hauptsächlichen Zweck, als ein vollkommenes Muster für die Kunst der Befestigung dazustehn, aber sie konnte auch im Kriege selbst von praktischem Nutzen seyn, indem sie einen unerreichbaren Zufluchtsort darbot, und selbst

die Weser und die Leine beherrschen half. Wirklich widerstand sie im Jahre 1787 allen Versuchen des Landgrafen von Hessen=Kassel, der sich der Grafschaft gewaltsam bemächtigt hatte, aber den Wilhelmstein nicht zur Uebergabe bringen konnte. Der Graf ging bey dieser Anlage von noch tiefern Absichten aus. Er hatte den großen Gedanken, daß ganz Deutschland für jeden äußern Feind ein festes und unbezwingbares Land werden könnte, wenn jeder deutsche Fürst, groß oder klein, nach seinen Kräften in seinem Gebiete die von der Natur mehr oder minder dargebotenen Oertlichkeiten benutzte, und durch Kunst zu unangreifbaren Plätzen erhöbe. Er seinerseits wollte ein Beyspiel der Ausführung dieses wichtigen Gedankens geben, und er dachte sich den Wilhelmstein am liebsten als ein einzelnes Glied einer solchen großen durch das ganze Vaterland vielfach geschlungenen Kette. Hier gründete er zugleich eine vollständige Kriegsschule, besonders aber für die Artillerie und das Geniewesen, unter der Aufsicht des Majors St. Etienne, eines vortrefflichen Offiziers, den er aus Frankreich verschrieben hatte; er berief die ausgezeichnetsten Lehrer und Führer, schaffte mit großem Aufwande die nöthigen Bücher an, Modelle, Naturalien, mathematische und astronomische Geräthe, und was sonst dem Unterrichte tauglich schien, der sich, obwohl mit steter Hinsicht auf das bestimmte Fach, über alle Zweige des Wissens verbreitete.

Am wenigsten wurde die ausübende Thätigkeit verabsäumt. Unfern von Steinhude, am Ufer des See's, erstreckten sich vielfache Befestigungen und andre kriegswissenschaftliche Anlagen. Alle Arten

von Feldschanzen, Lager, Kasematten, Minen, Feuerwerke und Geschütze waren hier vorhanden: die mannigfachsten Uebungen und Versuche in Stellung und Bewegung der Truppen fanden hier Statt; viele, zum Theil bedeutende Erfindungen und Verbesserungen gingen von hier aus, besondere Waffenarten, leichtere Geschütze und Lavetten, neue Minirkünste, worunter die Eisminen besonders merkwürdig, die in Bückeburg einige Jahre früher, als in Schweden, wo man diese Erfindung zuerst versucht zu haben meynte, in Ausführung kamen. Zur Prüfung der Pulverkraft überhaupt, und insbesondre zur Berechnung der Wurfweiten beym Bombenwerfen, stellte der Graf viele tausend Versuche an, die er genau zu Buch bringen ließ, um wissenschaftliche Ergebnisse daraus entnehmen zu können. Seine Stückgießerey in Bückeburg, welche viele Kanonen für England und Portugal geliefert, war auf eigne Weise eingerichtet, unter andern wurde darin ein Bohrer von des Grafen eigner Erfindung mit gutem Nutzen angewandt. Bey den Truppen selbst wurden neue taktische Anordnungen gemacht, besonders in der Aufstellung und dem Gebrauche des Fußvolks, wobey die Absicht hauptsächlich war, dieser Waffengattung mehr innere Tiefe und dabey doch ein wirksames Feuer zu geben, sie mit leichtem Geschütze vortheilhaft zu verbinden, und gegen die Angriffe der Reiterey in festen Stand zu setzen. In seinem System übrigens standen alle Theile der Kriegskunst, Befestigung, Geschütz, Reiterey, Fußvolk, in engster Beziehung untereinander, und bildeten ein großes Ganze, aus dem sich das Einzelne nicht trennen ließ. Die größte

Sorgfalt bewies der Graf beym Auswählen der Zöglinge, denen er die Aufnahme in seine Kriegsschule verstattete; auch hier sah er weder auf Geburt noch Vermögen, sondern einzig auf Fähigkeiten und Charakter; denn nur edlen und tugendhaften Menschen, sagte er, dürften die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für sich selbst auf einen höheren Standpunct stellen müßte, und in der Welt zu höchstem Ansehn und Einflusse erheben könnte. Er wohnte stets den Prüfungen und sehr oft dem Unterrichte bey, durch seine Anwesenheit Lehrer und Schüler geist g anregend; mehrere Theile der Kriegswissenschaft wurden nach seinen Handschriften vorgetragen, er selbst gab häufig lehrreiche Erörterungen; er stellte besondere Fragen an die Zöglinge, veranlaßte sie zu schriftlichen Ausarbeitungen, und besprach sich mit ihnen über geschichtliche und sittliche Gegenstände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geist zu wecken und ihr Gemüth zu erheben. Sein eignes Beyspiel, seine edle, freye Denkart und sein großartiger kühner Sinn, wirkten mächtig auf den Charakter der jungen Leute, sie hingen ihm mit schwärmerischer Liebe an, und suchten seinem Vorbilde nachzustreben. In der Thal gingen ausgezeichnete Männer aus dieser Schule hervor, die zum Theil in auswärtigen Diensten späterhin zu großen Ehren aufgestiegen sind. Sein großer und schöner Zweck, eine polytechnische Lehranstalt der Kriegskunde, eine Universität für Offiziere zu gründen, die hier zugleich den geistigen und sittlichen Werth ihres furchtbaren Berufes würdig erfassen sollten, hat sich auf diese Weise durch die That glänzend er-

füllt und gerechtfertigt; mochte immerhin von Vielen, besonders im Beginne, dieser Zweck verkannt und verspottet, so wie die Arbeiten und Kosten dieser Anstalten als thörichte Verschwendung mißbilligt werden, die Einsichtsvolleren wurden bald gewahr, daß der Graf in allem, was er betrieb, einen höheren Gesichtspunct hatte, und mit Beharrlichkeit verfolgte. In seinen Anlagen und Versuchen war alles ernst und streng, nirgends eine bloße Spielerey oder ein leerer Anschein, kein Leichtsinn im Unternehmen, überall das sicherste Gelingen im Ausführen. Sein vorschreitender Geist ist in der That zu bewundern, wenn man das Streben, welches ihn beseelte, mit den späteren Geschichtsentwickelungen, die er nicht mehr erlebte, zusammenhält. Was die nachfolgende Zeit gebieterisch in größter Fülle und ungeheuren Massen foderte und hervorbrachte, hatte damals ein kleiner deutscher Fürst mit klugem Sinn und richtigem Scharfblicke in leisen Anfängen erfaßt und gehegt, ganz entgegengesetzt so manchen späteren Beyspielen, wo bey schon entwickelteren Gestalten auch die lauteste Stimme der Zeit weder Sinn noch That wecken konnte!

Ueber die kriegswissenschaftlichen Anstalten und Arbeiten des Grafen hat der nachherige preußische General von Scharnhorst, damals hannöverscher Fähndrich, und früher selbst fünf Jahre lang bis zum Tode des Grafen ein Zögling der Kriegsschule auf Wilhelmstein, einen lesenswerthen Aufsatz geschrieben, der im neunten Theile von Schlözers Briefwechsel abgedruckt worden. Nachdem er in Kürze angeführt und erläutert, was der Graf ge-

leistet und beabsichtigt, und darauf dessen Geist und Charakter gebührend gepriesen, fährt er also fort: »Ich kann ohne eine Art von Enthusiasmus mich nicht der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit haben, ihn entscheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln!« Dies sind die Worte eines Mannes, dessen Urtheil durch seine ruhmvolle Thätigkeit im Kriegsunterricht und durch sein unsterbliches Verdienst um vaterländische Heeresbildung hinreichend beglaubigt ist, und in dessen Seele vielleicht am meisten das Vorbild seines großen Lehrers die stillen und reichen Kräfte wecken und nähren half, deren Hervorbrechen in dem allgemeinen Waffenaufstande der Preußen das Jahr 1813 zu einem der Wendepuncte gemacht hat, in welchen die Weltbegebenheiten zu neuen Richtungen übergehen! Vieles von dem, was der Graf betrieb und erdachte, wurde in der Folge durch andre Männer an's Licht gestellt, indem sie seine Angaben unmittelbar benutzten oder zu weiterer Ausbildung brachten; der Major von Zanthier, späterhin in portugiesischen Diensten, schöpfte den Inhalt seines Versuches über Märsche und Läger, der Major St. Etienne den seines Werkes über die Minen großentheils aus den handschriftlichen Mittheilungen des Grafen, welcher diese Gegenstände mit großer Sorgfalt eigenhändig bearbeitet hatte. Er selbst aber legte den Ertrag seines Denkens und seiner Erfahrungen in einem Werke nieder, welches die Kunst, einen kleinen Staat gegen eine große Macht zu vertheidigen, ausführlich entwickeln sollte; es

war dem Könige von Portugal gewidmet, und zunächst für dieses Land berechnet; viele Stellen daraus, die Vertheidigung der Schweiz betreffend, pflegte er wohl vorzulesen, allein die Hauptsachen, Portugal angehend, theilte er nie mit, wie er überhaupt alles, was dieses Land betraf, nur mit Vorsicht und Zurückhaltung berührte. Ein Auszug dieses Werkes wurde unter dem Titel: Mémoires sur la guerre défensive, im Jahre 1775 zu Stadthagen in sechs kleinen Bändchen gedruckt, aber niemals ausgegeben, nur zehn Abdrücke davon wurden veranstaltet, und diese im Archive zu Bückeburg verschlossen. Der Graf hat in dieser Schrift, wie berichtet wird, die Absicht aller seiner Versuche, die Bedeutung aller seiner Anstalten im Zusammenhange dargelegt; sein großer Zweck ist die Verminderung des Krieges durch dessen Ausbildung und Veredlung, wie er in folgenden Worten zu erkennen gibt. »Der Mensch,« heißt es in der Vorrede des genannten Buches, »scheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewisse Thiere zum Raube. Was der Mensch mit jedem thierischen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere hinabzusinken, muß er auch bey diesem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung, die, roh und ungebildet, Schande der Menschheit ist, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit und jeder männlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten künstlich zu morden, sondern Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es

Kriege anzufangen, desto seltner werden Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art sie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Keiner, als der Krieg der Vertheidigung ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes.« Und in einer andern Stelle: »Die Vertheidigungseinrichtungen verringern die Kriege, indem der Nachbar, wegen der vielen Schwierigkeiten, die er bey entstehendem Kriege zu überwinden hat, zurückgehalten wird, etwas zu unternehmen. Den Krieg verhindert man auf diese Art durch ihn selbst, oder vermindert ihn wenigstens.« Die Vertheidigung zu verstärken, und ihr auf alle Weise die Ueberlegenheit über den Angriff zu verschaffen, dahin trachtete sein edler Geist in seinem wissenschaftlichen Bemühen aus allen Kräften.

Bey allen diesen Einrichtungen und Arbeiten behielt er besonders Portugal fortwährend im Auge; dieses Land war ihm durch den Beruf, welchen das Geschick ihm daselbst zugewiesen, für immer theuer geworden, und er widmete demselben seine Fürsorge und Thätigkeit als unwandelbare Pflichtgebühr. Sein Einfluß auf die portugiesischen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung stets bedeutend; der König verlangte seinen Rath in den wichtigsten Dingen, und befolgte denselben mehrentheils mit völligem Vertrauen. Auf wiederhohlte dringende Einladung reiste der Graf im Jahre 1767 durch Frankreich und Spanien zum zweyten Male, jedoch nur auf kurze Zeit, nach Portugal, um seinen Anordnungen, die zu verfallen drohten, neue

Kraft zu geben, und sie durch nachträgliche Einrichtungen zu vollenden. Er setzte neuerdings den Bestand der portugiesischen Truppen in bestimmter Zahl und Ordnung fest, und musterte darauf das wieder zu regelmäßiger Gestalt vervollständigte Heer in dem Lustlager bey Palmela, wohin der König selbst sich begab, der Heerschau beyzuwohnen. Dieser bezeigte dem Grafen unverändert die zuvorkommendste Geneigtheit und ausdrücklichste Hochachtung, er behandelte denselben mit einer zarten; Scheu, die eine Anerkennung der Ueberlegenheit desselben war, er hörte nicht auf, ihn den Retter, den Wiederhersteller Portugals zu nennen, und als solchen bey jeder Gelegenheit zu ehren. Auch im Volke war sein Ansehn, wie bey Hofe, während seiner Abwesenheit nur gestiegen; die Zeit hatte die Trefflichkeit seiner Anordnungen vielfach bewährt, und die guten Folgen seines Wirkens vor Augen gestellt; zu bedauern blieb nur, daß seine Kraft und Strenge nicht tiefer in das eigentliche Leben des Volkes einzudringen vermochte; seine Schöpfungen gediehen nicht von selbst, sie bedurften, gleich fremdartig aufgedrungenen Gebilden, stets einer künstlichen Pflege. Der Einfluß der Geistlichkeit, trotz aller Schläge, welche der Marquis von Pombal gegen ihre Macht geführt, erhielt den Geist der Nation in dumpfer Unterdrückung, und in einem Lande, wo die Inquisition noch herrschen durfte, war keine dauernde Verbesserung, die auf Wissenschaft und Geistesbildung beruhte, zu hoffen. Der König selbst vermochte den Grafen nicht vor allen Angriffen und Gefahren jenes damals noch furchtbaren Tribunals zu schützen, und dieser kehrte

noch im nähmlichen Jahre mit der Ueberzeugung heim, daß die Kriegsverfassung Portugals an Gebrechen leide, deren Heilung nicht mehr in ihrer eignen Anordnung, sondern nur in der des ganzen Staates zu suchen sey. Schon im nächsten Jahre bedauerte man am Hofe die Abwesenheit des Grafen, und wünschte die Eindrücke, die seine Rückkehr nach Deutschland beschleunigt hatten, wieder auszulöschen. Der Marquis von Sa und Mello kam als außerordentlicher Gesandter von Lissabon mit geheimen Aufträgen nach Bückeburg; es hieß, der Marquis von Pombal habe den Grafen über die obwaltenden Streitigkeiten mit dem Pabste und den Jesuiten zu Rathe gezogen, und ihm Vorschläge zu neuen Entwürfen gemacht, die seine Mitwirkung in Anspruch nehmen durften. Allein dieser scheint darauf nicht besonders eingegangen zu seyn. Ein bey dieser Gelegenheit abermals angebotenes Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling lehnte der Graf wie früher beharrlich ab. Seine enge Verbindung mit Portugal erhielt sich darum nicht minder durch seine ganze nachfolgende Lebenszeit; immer blieb sein aufmerksamer Blick dorthin gerichtet, immer empfing er von dorther neue Anregung. Im Jahre 1773 ließ er bey allen portugiesischen Regimentern nach seiner eignen Anordnung zweckmäßige Soldatenschulen errichten, und drey Jahre später sandte er sechszehn seiner Offiziere nach Lissabon, welche daselbst die gesammte Artillerie in neuen Stand setzten. Späterhin, als für Portugal wiederum Krieg mit Spanien zu befürchten schien, glaubte er zwar den ihm angetragenen Oberbefehl über die portugiesischen Truppen, wegen seiner zerstörten Ge-

sundheit, vorläufig ablehnen zu müssen, doch würde er sich bey wirklichem Ausbruche des Krieges diesem Berufe nicht entzogen haben; noch seine letzten Lebenstage waren mit dem Gedanken einer dritten Reise nach Portugal lebhaft beschäftigt.

Inmitten aller großen Entwürfe und Thätigkeiten empfand Graf Wilhelm tief das Bedürfniß inniger Verhältnisse und edlen geistigen Umgangs. Von früher Jugend schon aus Grundsatz dem Heirathen entgegen, konnte er doch die Sehnsucht nach dem stillen Glücke einer liebevollen Verbindung nicht unterdrücken. Marien Gräfinn zur Lippe-Büsterfeld, die Schwester seines Freundes und Waffengefährten, des Grafen Ferdinand, lernte er zuerst durch ihr Bild und durch einige Briefe kennen, die ihm bey dem Bruder zu Gesichte kamen, und er faßte eine lebhafte Neigung zu dem schönen Gemüth, das sich in diesen Zügen unschuldig entfaltete. Noch hatte er sie nicht selbst gesehen, als er um ihre Hand werben ließ; sie willigte mit freudiger Zuversicht ein, und im Herbste des Jahres 1765 fand die Verbindung Statt. Die Gräfinn war eine Frau von großer Schönheit, liebenswürdig und edel in ihrem ganzen Wesen. Sie wirkte durch ihre Sanftmuth und Frömmigkeit mit lindem Zauber auf sein starkes Gemüth, und stimmte seinen rauhen Ernst in sanftere Empfindung herab. Obwohl von ungleichem Alter und dem Anscheine nach von entgegengesetzter Gemüthsart, liebten sie einander mit inniger fast romanhafter Zärtlichkeit, vielleicht zu sehr, sagte man, um ein ganz glückliches Ehepaar zu seyn. Die Gräfinn schien ganz von dem Willen und den Meinungen ihres Gemahls

abzuhängen, ohne deshalb die lebhafte Heiterkeit ihres jugendlichen Alters im Umgange mit ihm und Andern zu verläugnen. Er fühlte sich überaus glücklich in ihrer Gesellschaft, und lebte ganze Zeiten mit ihr in Einsamkeit und Ruhe auf dem schön gelegenen Lustschlosse zum Baum. Das Glück der Gräfinn schien bey zunehmenden Jahren nur zu steigen, da ihr Gatte sich stets näher und vertrauter zu ihr hinneigte, und das ganze Verhältniß mehr ins Gleichgewicht kam. Im Jahre 1771 gebar sie eine Tochter, worüber der Graf, der einen Sohn gehofft, eine Zeitlang betroffen blieb, und sich die ersten Stunden auf seinem Zimmer einschloß, bald aber gefaßt wieder hervortrat, und keine andere Empfindung mehr blicken ließ, als die der zärtlichsten Theilnahme für seine Gattinn. Die Tochter starb indeß nach einigen Jahren wieder, zum großen Schmerze der Aeltern, die keine Kinder mehr bekamen. Mehrere Briefe der Gräfinn an Herder sind in der Lebensgeschichte dieses Gelehrten aufbewahrt, und zeugen von dem liebenswürdigen, bescheidenen und frommen Sinne der vortrefflichen Frau. Moses Mendelssohn, der sie mit dem Grafen bald nach dem Verlust ihrer Tochter in Pyrmont kennen gelernt, gibt von ihr und ihrem Verhältnisse zu ihrem Gatten eine anziehende Schilderung, die ganz jenen Briefen entspricht, und aus der mehrere Ausdrücke hier absichtlich beybehalten worden. Die Gräfinn war die innige Vertraute ihres Gemahls, die Bewahrerinn seiner Handschriften, die Theilnehmerinn seines Lesens; nur diejenigen Seiten seines Innern, die dem untersuchenden Denken über die höchsten Dinge zugewendet waren, hielt er

gegen sie einigermaßen verschlossen, er fürchtete ihre stille Frömmigkeit durch seine philosophischen Gedanken zu stören, und ihren unterrichteten, aber nicht kühnen Geist durch den hohen Schwung des seinigen zwecklos zu verwirren.

Einen vertrauten Freund des Herzens besaß er in seinem Major Riepen, einem Manne von edlem Charakter und theilnehmender Seele. Für diesen Freund hatte er kein Geheimniß; alle seine Handlungen theilte er ihm ohne Rückhalt mit, seine geheimsten Entwürfe und Neigungen, selbst seine Schwächen, sofern er sie erkannte und sich selber eingestand. Innig vertraut war ihm auch sein Rath Springe, ein Mann von biederer Treuherzigkeit, der ihn ohne Scheu tadeln durfte, und dieses Vorrecht mit allem Ernst ausübte. Geistig bedeutender war des Grafen Verhältniß mit Thomas Abbt. Dieser junge Gelehrte war Professor in Rinteln, als der Graf nach seiner Rückkehr aus Portugal dessen Schrift vom Tode für's Vaterland zu lesen bekam. Er war entzückt von der beredten Darstellung großer Gedanken, deren Gegenstand ihn selbst lebhaft beschäftigt hatte, schrieb an den Verfasser, und lud ihn zu sich ein, indem er gleich einen sechsspännigen Wagen mitsandte, um ihn nach Bückeburg abzuholen. Bald nachher verließ Abbt seine Anstellung in Rinteln, und trat als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienste. Er bekam keinen bestimmten Geschäftskreis angewiesen, sondern sollte frey seinen Geistesarbeiten leben; er wohnte und speiste mit dem Grafen auf dem Schlosse, und wurde sein täglicher, liebster und vertrautester Umgang. Abbt spricht in seinen

Briefen an Moses Mendelssohn und Justus Möser mit wahrer Begeisterung von ihm. Folgende Stellen daraus mögen hier als ursprüngliche Züge zur näheren Schilderung der Verhältnisse und Personen ihren Platz verdienen. »Der Herr Graf von der Lippe-Bückeburg,« heißt es darin, »hat mir den Einwurf gemacht, daß ich die starke Seele zu sehr vom großen Geiste unterscheide; daß seiner Meinung nach die Stärke ohne die Größe nicht seyn könne, und daß die starke Seele nur ein großer Geist wäre, durch den Enthusiasmus in Bewegung gesetzt. Was sagen Sie zu dieser Kritik? Er schien am meisten damit zufrieden, daß ich dem Kaiser Otho Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und das Stück aus dem Tacitus hielt er für unverbesserlich erzählt.« Ferner: »Wenn Sie ihn bey Tische ganze Stellen aus dem Shakespeare mit der vollen Empfindung des Inhalts hersagen hörten, und ihn bey einer gestirnten Nacht, mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel, über die wichtigsten Materien, die den Menschen angehen, sprechen hörten, so würden Sie ihn hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, daß er sein Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studirt hat. Ich habe ihn und einen englischen Obersten Lloyd eine schwere Stelle des Cäsars bey der Tafel erklären hören, und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Cabinete sich befände; aber ich bin versichert, daß das thätige Leben, mit jenem verbunden, viel weiter bringt, als jenes allein.« Und an anderem Orte: »Ich halte den Grafen nicht für einen von den lebhaften Geistern,

denen die Einfälle mit den Wachskerzen bey Tische kommen, und die manchmal so was Glückliches sagen, daß sie sich fast selbst Verstand zutrauen. Er hat auch nicht die Leichtigkeit im Ausdrucke, die einen zuweilen der Mühe des Denkens überhebt, und dadurch einem mit den Worten ganz unvermuthet ein Gedanken zurollt, so wie bergab ein Wagen läuft, auch wenn er nicht mehr gezogen wird. Hingegen scheint er mir eine tiefe und richtige Ueberlegung zu haben, und mit Langsamkeit zum guten Denken zu gelangen. — Locke scheint ihn gelehrt zu haben, denn er führt ihn öfters mit Ehrerbietung an. Das Große in den Thaten, glaube ich, ist für ihn, wenn er es beschrieben findet, seine Delikatesse; er sucht darnach, und läßt es doch eine Weile auf der Zunge liegen, ehe er es verschlingt. Er glaubt, daß die Würde der menschlichen Natur heruntergebracht sey in Vergleich mit den altern Völkern. Vielleicht würde er hinzugesetzt haben, seit Einführung der christlichen Religion, wenn er es gewagt hätte. Er führte uns bey Tische einen Zug aus dem Sallust an, wo erzählt wird, daß sich zwey Brüder aus Karthago lebendig hätten einscharren lassen, nur damit sie bey einer Gränzstreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat gewinnen möchten. Kein Mensch bey Tische erinnerte sich des Zuges. Er wußte ihn auch nicht nach den übrigen Umständen. Als ich nach Rinteln zurückkam, suchte ich etwas zweifelhaft im Sallust nach, fand auch die Stelle glücklich, machte eine Uebersetzung davon, und schickte sie mit einem Briefe. In seiner Antwort werden die bedächtlichen Ueberlegungen über die Erzählung des Sallust für Sie

dasjenige bestätigen, was ich von seinem bedächtlichen Denken gesagt habe. — Zur Kenntniß seines Geistes gehört vielleicht noch der Gedanke, den er mir als eine seiner Träumereyen, wie er sie nennt, angegeben hat, die Landenge zu durchgraben, die das mittelländische Meer vom rothen Meere trennt, und dadurch ohne Schwertschlag die Handlung, und folglich die Lage aller vier Welttheile zu verändern. — Sie können noch hinzusetzen, daß ihm in meiner Schrift vorzüglich die Gerechtigkeit gefallen hat, die ich der edlen Entschließung des Otho widerfahren lasse. Denn dem Tode entgegengehen mit der vollkommensten Gewißheit, daß man ihn antreffen werde: dies hält er für die einzige Größe bey der Tapferkeit. — Er sprach mit Enthusiasmus vom General; hielt dafür, daß bey der Ausübung bloß die wenigsten Fehler den größten General machten; daß unter den Neuern Turenne seines Gleichen noch nicht gefunden, daß der letzte Krieg bey den trefflichen Truppen, die vorhanden gewesen, und bey den großen Moyens, noch nicht die großen Generale gezeigt hätte, die man hätte vermuthen sollen; und daß man wenigstens sagen könnte, sie hätten sich nicht in so mancherley und höchst verschiedenen Formen gezeigt, wie Turenne.« — So weit Abbt in seinen Briefen. Der Graf verehrte seinen Freund mit aller Wärme einer gleichgesinnten Seele; er wurde durch ihn in seiner Denkart vielfach geläutert und verändert; viele Vorurtheile, in denen er noch befangen war, legte er allmählich ab, und faßte eifrig die neuen Ansichten, die sich ihm geistreich darboten. Abbt wußte durch große Nachgiebigkeit und geschicktes

Fügen auch auf die Angelegenheiten des Landes einen wohlthätigen Einfluß zu erlangen, und hatte Theil an vielen Verbesserungen, besonders im Kirchen- und Schulwesen. Als dieser junge Schriftsteller nach kurzer Frist schon im Jahre 1766 den Hoffnungen des Vaterlandes allzuschnell entrissen wurde, war der Graf über seinen Verlust lange Zeit untröstlich. Er ließ dem Frühverstorbenen in der Hofkirche ein Denkmal errichten, dem er die selbstverfaßte Inschrift gab: »Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menschenliebe und ausgebreitete Gelehrsamkeit Verdienste sind, so besaß der Selige, dessen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angepriesen hat.« Er sprach nie ohne heftige Rührung von ihm, und behielt sein Bild stets vor Augen in seinem Zimmer aufgestellt.

Geraume Zeit später, im Jahre 1771 berief er den schon damals berühmten Herder, ihm vorzüglich durch eine Lobschrift auf Abbt werth geworden, als Consistorial-Rath in seine Dienste nach Bückeburg; demselben war eine ähnliche Stellung, wie die von Abbt, beschieden, eine ansehnliche Besoldung sollte ihn zu keiner bestimmten Arbeit verpflichten. Allein der Graf wurde mit ihm keineswegs so vertraut, wie er es mit Abbt gewesen, das Verhältniß bildete sich anders. Erst durch die Gräfinn, die Herdern als ihrem Beichtvater mit frommer Zuversicht entgegenkam, wurde bey diesem eine größere Annäherung zu ihrem Gemahle bewirkt. Der Graf hielt Herdern allerdings für einen Mann von größeren Talenten und umfassenderen Kenntnissen, als bey aller Vorliebe ihm Abbt hatte dünken können; er freute sich mit lebhaftester Theilnahme der

Auszeichnung, die Herder gleich im ersten Jahre durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhielt, indem seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache der Preis zuerkannt wurde, und war stolz darauf, daß Friedrich der Große doch nun erfahre, welche treffliche Geister auch im Vaterlande, und selbst unter so geringer Pflege, erblühen könnten; auch sagte er öfters, er wundere sich, daß man ihm einen solchen Mann so lange lasse; allein bey aller gerechten Würdigung des Geistes vermochte sein Herz keiner innigen Zuneigung hier froh zu werden. Herder war zwanzig Jahre jünger, als der Graf, und bey großer Schüchternheit doch sehr unbiegsam; auch war er kein eigentlicher Denker, im strengsten Sinne, und als Geistlicher zu einer unfreyen Haltung genöthigt, beydes dem Sinne des Grafen wenig gemäß, und für Herder selbst, diesem gegenüber, sehr peinlich; seine zugleich feurige und höchst befangene Art stand mit dem ernsten, nachdenkenden, wortkargen, würdevollen und gebietenden Wesen des Grafen in scharfem Gegensatze. An stete Huldigung gewöhnt, schien dieser von seiner Umgebung eine solche Weise des Umganges, ohne sie jemals zu fordern, doch stets zu erwarten, und nur da nicht zu vermissen, wo inniges Vertrauen an die Stelle trat. Der tägliche Umgang eines Fürsten, der durch großen Geist hervorragte, und dessen weltliches Ansehn und geistiger Anspruch sich leicht verwechseln ließen, mußte den Untergebenen, selbst wenn der fürstliche Herr seinen Vorrang noch so sehr verläugnen wollte, in der Dauer völlig niederbeugen, oder zur Widersetzlichkeit aufreizen. Dieses Mißverhältniß, sagte

man, welches selbst Friedrich der Große und Voltaire nicht zu bezwingen vermocht, habe auch Abbt in der letzten Zeit sehr bitter empfunden, Herder aber gar nicht mehr verhehlen gekonnt, weßhalb er auch die erste annehmliche Veränderung, die ihm durch die Fürsorge seines Freundes Göthe dargeboten worden, begierig ergriffen, und im Jahre 1776 ein erwünschteres Verhältniß in Weimar angetreten habe. Außer diesen beyden Männern, die ihm unmittelbar angehörten, hatte der Graf noch mit andern ausgezeichneten Geistern seines Vaterlandes freundschaftliche Verbindung angeknüpft, in welcher Hinsicht hier Justus Möser, Zimmermann und Moses Mendelssohn hauptsächlich anzuführen sind.

Der Graf, ohne im Gespräche geistreich zu seyn, hatte eine angenehme Unterhaltung, er sprach gedrungen, sorgsam bis zum Gesuchten, aber edel und gehaltvoll, mit eigenthümlichem Gepräge; eignes Nachdenken und große Lebenserfahrungen gaben ihm unerschöpflichen Stoff zu bedeutenden Mittheilungen. Außer den Kriegswissenschaften waren Staatsverhältnisse, merkwürdige Menschen und Ereignisse, Philosophie und Kunst die hauptsächlichsten Gegenstände, auf welche er das Gespräch zu richten liebte. Daß er aus Dichtern, besonders aus Shakespeare, ganze Stellen auswendig wußte, ist schon erwähnt worden. Er machte sogar zuweilen selbst französische Verse, und nicht ohne Geschick; er übersetzte auf diese Weise mehrere Stücke von Herder, der dagegen ein französisches Gedicht des Grafen über das menschliche Leben in deutsche Alexandriner übersetzt und im

zweyten Theile seiner Gedichtesammlung aufbewahrt hat. Einige Stunden des Tages waren regelmäßig der Musik gewidmet, besonders der italienischen, die er jeder andern vorzog; er spielte selbst das Clavier vortrefflich; sehr oft ließ er bey seiner Gemahlinn Abendconzerte aufführen, die sein Kapellmeister Johann Christoph Bach, einer der berühmten Tonkünstler dieses Nahmens, leitete. Er hatte große Freude an Gemählden, und besaß in seiner Sammlung sehr schöne und kostbare Stücke, sogar eines von Raphael. Im Zeichnen war er selbst sehr geübt; ein eignes Buch, das er gern zur Hand nahm, war mit Versuchen der bildlichen Darstellung großer Thaten angefüllt, deren Erzählung ihn besonders ergriffen hatte. Den geistreichen Witz, der die Schriftsteller Frankreichs damals vor allen auszeichnete, und sie in Literatur und vornehmer Welt zu den Ersten erhob, wußte er mit glücklichem Gedächtniß heiter vorzutragen, allein sein eigner Geist nahm selten diese Richtung, sondern war ausschließlich auf das Ernste, Große und Erhabene gerichtet; große Thaten, Tod für Freyheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorsehung waren die Gegenstände, die ihn beredt machten. »Am Sonntage in Pyrmont, erzählt Zimmermann, unter tausend Menschen in der großen Allee unterhielt er mich zwey Stunden lang auf Einem Fleck von allen Beweisen für das Daseyn Gottes, ihren Mängeln, und wie ihm dünke, daß man alle könnte übertreffen.« Und Moses Mendelssohn sagt von ihm: »Ich habe nie einen Menschen mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören; frey von allen Vorurtheilen,

die zu Zwiespalt und Menschenhaß führen, war er von den echten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerey durchdrungen.« Er hatte den Wahlspruch droiture et probité, dann dévoudement à la mort, und andre Lieblingausdrücke dieser Art, die er auch durch sein Leben zu bewähren suchte, wie er denn die Gelegenheit einer heldenmüthigen Hingebung fast zu wünschen schien, und in diesem Sinne keine Gefahr scheute, ja zu beweisen pflegte, die größte Gefahr und keine seyen ganz einerley. Er liebte einsam nachzudenken und zu arbeiten. Um Rath fragte er nicht leicht, überdachte alles selbst, und führte das Erwogene mit schneller Kraft und Sicherheit aus. Wenn er nicht sprach, hatte er etwas Abschreckendes; sein Auge drang scharf in das Innerste; man ließ ihm gern freyen Raum, und wich ihm aus; doch war sein Betragen menschenfreundlich und liebevoll, niemals beleidigend; seine Höflichkeit konnte sich in manchen Fällen bis zu der zartesten Aufmerksamkeit steigern. Mit seinen Dienern wurde er nicht vertraut, aber ungeachtet seiner kriegerischen Gewöhnung an strenges Gebieten und augenblicklichen Gehorsam behandelte er sie bey ihren Fehlern mit Leutseligkeit und Milde. Den niedern Leidenschaften des Eigennutzes, des Neides, blieb seine hohe Seele stets verschlossen; sein Stolz war auf das Bewußtseyn inneren Werthes gegründet, sein Ehrgeiz auf echte Ruhmliebe; er sprach über sich selbst mit unbefangener Offenheit, ohne eitle Prahlerey, wie ohne heuchlerische Bescheidenheit; willig gewährte er seine Anerkennung, eifrig sprach er seine Achtung aus, wo nur immer ein Verdienst ihm begegnete, vom blo-

ßen Glück aber dachte er gering, obwohl ihn Unglück tief rührte; zurückhaltender war er mit dem Ausdrucke seiner Zuneigung, selbst da, wo sie längst entschieden, und seinem Herzen kein Zweifel übrig war. Er lebte äußerst mäßig und enthaltsam, seine Tafel und sein ganzes Hofwesen waren sehr einfach, nur die Festtage der Könige von England und Portugal pflegte er mit einigem Aufwande zu feyern. Krank war er selten, und heilte sich dann meist ohne Hülfe der Aerzte, deren Kunst er wenig vertraute; sein Gemüth war empfindlicher als sein Körper, und durch jenes wurde auch dieser leicht verletzbar, obwohl sonst durch Kriegsmühen und rauhe Lebensweise genugsam abgehärtet; doch fror ihn leicht, und er bekleidete sich deßhalb etwas wärmer, als sich nach seiner sonstigen Strenge gegen sich selbst erwarten ließ. Von seiner äußeren Persönlichkeit gibt Zimmermann, der ihn viel gekannt hat, in seinem Buche über die Einsamkeit folgende Schilderung: »Einen allgemeiner misverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland nie gesehn. — Er hatte etwas Auffallendes beym ersten Anblicke. Der Graf von Lacy, vormals spanischer Gesandter in St. Petersburg, hat mir in Hanover erzählet, er habe als General bey der spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf zur Lippe anführte; das Aeußerliche dieses Grafen habe alle spanischen Generale, als sie ihn beym Recognoszieren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: Sind denn die Portugiesen von Don Quixote commandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von großem Verstande, sprach

mir von dem ganzen Verhalten des Grafen zur Lippe in Portugal und von der Größe seines Geistes und seines Charakters mit Entzücken. — Er hatte von Weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Gestalt seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner außerordentlichen, langen, hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, tiefe Beobachtungsgabe, Güte und Ruhe sprachen aus seinem ganzen Gesichte.«

Mit reichen und edlen Gaben hatte das Leben dem Grafen zur Lippe ein zwar nicht ungetrübtes, doch würdiges und schönes Loos ausgestattet. Durch die Natur begünstigt, von der Welt emporgetragen, voll höherer Glücksfähigkeit in Gemüth und Geist, war er von früher Zeit in einer Bahn vorgeschritten, die nur wenigen Menschen auf solche Weise gegeben ist. Was ihm als härtere Schickung begegnen mochte, traf ihn in Fülle der Kraft und des Muthes, weniger als Hemmung, denn als Anreiz zu höherem Erfolge. Seine Lebensaufgabe war groß und schön seinem richtigen Streben dargelegt, er löste sie wohlgerathen, ohne Verwirrung, ohne Schreckniß und Noth. Den Heldenruhm eines Feldherrn hatte er erworben, und sah seinen Lorbeer unbekümmert grünen. Freye Thätigkeit, durch Mittel erhöht und Macht, ein liebebeglücktes Herz, geistreicher Umgang, alles schien seinen glücklichen Tagen gewährt. Erst an der Schwelle des Ausganges sollte dieses Leben die volle Schwere seines Geschicks in finsterer Umwölkung dahinnehmen!

Das herannahende Alter, mehr dem Inhalte als der Zahl der Jahre erfolgend; brachte dem Grafen frühzeitige Krankheitsleiden. Seine Gesundheit zeigte sich zerstört, sein Körper, ehemals so stark und abgehärtet, erlag endlich dem langeverhehlten Folgewirken so großer Anstrengungen. Inmitten dieser herabstimmenden und an die allgemeine Hinfälligkeit erinnernden Mahnung traf ihn sodann unvermuthet der härteste Schlag, den seine Seele zu empfinden vermochte. Seine geliebte Gattinn, die Freundinn seines Herzens und der Trost seiner Gedanken, das ganze Glück seiner Lebenstage, sie die Jüngere, die ihn weit überleben sollte, starb am 16. Juny des Jahres 1776, zwey und dreyßig Jahr alt, auf dem Landhause zum Baum, an ihrem Geburtstage selbst. Hier zerbrach die Stärke seines Muthes, ihn verließ der Stolz seiner Seele, tiefgebeugt stand er an dem Sterbebette, ohne Klage, ohne Thränen, und überschaute gramvoll seinen unnennbaren Verlust. In tiefer Einsamkeit suchte er seinem Schmerze nachzuhängen; abgesondert von allen Menschen, unthätig, fast ohne Nahrung, nur von seinem Freunde Riepen gesehn, verbrachte er die erste Zeit in trostloser Trauer. Rings um ihn her war alles verödet, sein Gefühl und selbst sein Wunsch ohne möglichen Gegenstand. Wie reich immer an That und Bewegung sein Leben gewesen, abgeschlossen lag es jetzt vor ihm, kein Ertrag desselben fand sich gerettet als Trost des Alters. Ohne Nachkommenschaft, ohne Geschwister, ohne Genossen der Jugend, stand er ganz allein, Fremden sein Land hinterlassend und seine Anstalten, deren Verfall und Zerstö-

rung er mit Bekümmerniß voraussah. Das Andenken der abgeschiedenen Gattinn wurde seine einzige Beschäftigung; seine liebste Sorge war die Fortsetzung und künftige Sicherung ihrer ausgebreiteten Wohlthätigkeit. In einem stillen Gehölze erbaute er für die Geliebte ein Grabdenkmal, welches auch ihn mit jener vereinigt umfassen sollte; von ihm selbst war, Zeuginn seiner Stimmung, folgende Inschrift: »Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft! Quelle des beglückenden Gedanken, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unsres Wesens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerstörbar bestehen.« An dem Eingange des Gehölzes waren von ihm die Worte: »Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit, wenn gleich am Grabe die Spur der Bahn unserem Auge verschwindet.« An dieser Stätte, bey jenem Denkmale, weilte er oft stundenlang in stiller Einsamkeit, in schmerzvoller Betrachtung, erfüllt von den Bildern schöner Vergangenheit, von den Gedanken einer nicht mehr irdischen Zukunft. Ein neuer Ruf nach Portugal, wo man seiner dringend bedurfte, weckte ihn für einen Augenblick aus seiner Schwermuth zu neuen Aussichten und Entwürfen; schon war er entschlossen, die Reise anzutreten. Allein auch dieser neue Lebensblick sollte bald wieder erlöschen, seinem trauervollen Daseyn war eine andre Wendung verhängt; seine Kraft war gebrochen, er fiel in auszehrende Krankheit. Den Aufenthalt am Grabe seiner Gattinn wollte er kaum wieder verlassen. So starb er in tiefem Leide, doch gefaßt und hoffnungsvoll, den 16. September im Jahre 1777.

Der Schmerz seiner Freunde, die Trauer seiner Unterthanen, erhielten lange sein Andenken mit leidenschaftlicher Verehrung. Friedrich der Große, der ihn im Jahre 1768 zu Hagenburg persönlich besucht hatte, sagte von ihm, er sey ein großer Feldherr seiner Zeit gewesen. Die Dichter Gleim und Jacobi ehrten preisend seinen Nahmen, der auch in Portugal ruhmvoll gefeyert blieb. Das nachfolgende schöne Gedicht, vom Freyherrn de la Motte Fouqué nach einer mündlichen Sage verfaßt, fügen wir mit freundlicher Bewilligung des Dichters hier an. Demselben danken wir auch die Uebersetzung einer pindarischen Canzone von Antonio Diniz da Cruz e Silva, welche als Gedicht und als vaterländische Merkwürdigkeit gleicherweise hier eine Stelle verdient.

Graf Wilhelm von der Lippe.

Volkssage.

Im Norden unsres Land's, des lieben, alten,
Das sie vor langer Zeit Germania hießen,
Weil's brüderlich zusammen hat gehalten,

Dem Ort nicht allzufern, wo sich ergießen
Der Weser Fluthen durch's westphälsche Thor,
Um friedlich durch ein blühend Land zu fließen,

Steigt ehrenwerth ein alter Wald empor,
Groß, schattig, frisch, an Büschen reich und Bäumen,
Sie allesammt ein feyerliches Chor,

Und mitten drin auf kaum behau'nen Räumen
Ein schönes Haus, doch nun beynah verfallen,
Bewohnt nur von vergang'ner Tage Träumen.

Weit durch hört man die Tritte wiederhallen,
Die Thüren auf, am Boden Gräser schwankend,
Und oben Einsturz drohend schon die Hallen,

Epheu sich kühn empor die Mauern rankend,
Des Garten Pflanzen all' ein wild Gestrippe,
Nicht mehr der einst genoss'nen Pflege dankend.

Graf Wilhelm wohnte hier, der von der Lippe,
Nachdem er, Lenker krieggeübter Schaaren,
Vorbeygeschifft im Leben mancher Klippe.

Nicht konnt' ihn Einsamkeit vor Leid bewahren,
(Wer scheitern soll, der scheitert noch im Hafen!)
Der süßen Gattinn Tod mußt' er erfahren.

Drauf, nur bedacht, geruhig einst zu schlafen
Als Leiche bey dem heißgeliebten Leib,
Sah man verwelken still den edlen Grafen.

Ein Grab zu bauen war sein Zeitvertreib.
Dort braunt' unausgelöschter Lampenschimmer,
Dort blühten Blumen für sein holdes Weib.

Und bey der Sterne trüblichem Geflimmer,
Wo alle Welt des Schlafes Düft' umwehn,
Fand ihn die Mitternacht ein Denkmal immer.

Was dort ihm einst in Einsamkeit geschehn,
Erzählen Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß ich vor euch auch das Gebild erstehn.

In tiefem Dunkel fast dahin gekommen,
Wo all sein Lieben lag, auf ödem Wege,
War's ihm, als sey'n zwey Lichter dort entglommen.

Ein's still hinstrahlend aus dem Buschgehege,
 Das in der Gruft schon lang' ihm wohlbekannte,
 Das andr' im weiten Kreis beständig rege.

Wie ward dir, tapfre Brust? Ob Schauer sandte
 Dir wohl der Geisterwelt geheimer Rund,
 Der ewig fremd' und ewig wohlbekannte?

Ob Schau'r, ob nicht. Mit eigner Kraft im Bund,
 Gewiß, daß eigner Klarheit sie entstamme,
 Tratst du heran zu ungewissem Fund.

Und plötzlich war dir nah die Wandelflamme,
 Nicht Flamme mehr; in menschlicher Erscheinung
 Stand's trüb gelehnt am alten Buchenstamme.

Laut rief der Graf: »Wer du? Was deine Meinung?
 Mensch oder Geist, wer kömmt zu meinen Klagen?
 Wer ucht mit mir im tiefen Schmerz Vereinung?«

Wie aus entfernter Waldkluft hergetragen
 Auf Windesflügeln, klang's in leisem Laute:
 »Dir soll dein eignes Aug' die Antwort sagen.«

Und langsam, fast als ob sie niederthaute,
 Sank ab des Hauptes feuchte Nebelhülle,
 Daß frey der Graf in's bleiche Antlitz schaute.

»Wie nun? Wie faßt dich nun des Grausens Fülle?«
 Sprach ihn der Todte an: »Du, froh im Krieg,
 Achtlos, ob rings Kanonendonner brülle!

Sonst labte dich mein Blick. O, wie der Sieg
 Nach manches Tages wetterschwangerm Dräuen
 Begeisternd uns am Abend niederstieg!

Du Fürst, ich dein Gefährt'. Es mußt uns scheuen
Der Frank, auf den westphälischen Gefilden
Sich deutscher Muth an unserm Muth erneuen.

Wie dann wir südlich zogen, nach den milden
Provinzen Portugals, und seiner wahrten,
Bemüht, sein Volk zu wackrer That zu bilden, —

Weh mir, daß wir zum Rückweg je uns schaarten!
Die Fahrt, den andern Brüdern all' erfreulich,
War die unsel'ge mir von allen Fahrten.

Sey Tod im Kriege schwer, im Meer abscheulich,
Doch gleicht er seinem Bruder nicht, dem grassen,
Den uns die eigne Brust gebiert untreulich.

Es kam dein süßes Weib, dich zu umfassen, —
Da klang's im glühnden Herzen mir: Entbehrung!
Und nimmer konnt' ich nun vom Grame lassen.

Verderben ward mir deines Glücks Gewährung,
Doch schwieg ich, wie's der Gott in mir gebot,
Nur froh in eigner nahender Verzehrung.

Es schwand der Augen Gluth, der Wangen Roth,
Die süße Mörd'rinn nah, mitleidig immer,
Und sein gejagtes Wild ergriff der Tod.

Wenn andre Geister nun mit Klaggewimmer
Des eignen Lebens Ruhestell' umwanken,
Lockt hieher mich der Lampe bleicher Schimmer

Selbst abgezehrt zum trauernden Gedanken,
Wo sollt' ich lieber seufzen, lieber flüstern,
Als wo hinab auch deine Freuden sanken!«

Da rauschten windbewegt die Buchen, Rüstern,
Der Luftgestalt zerfloß ihr bleiches Scheinen,
Einsam, verlassen blieb der Graf im Düstern.

»So muß fortan ich — rief er — zwey beweinen;
Mehr hat des Gram's mir ihre Gruft erworben,
Mehr Sehnsucht nach unendlichem Vereinen!«

Bald drauf ist fromm und selig er gestorben.

An den regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe.

General-Feldmarschall der portugiesischen Heere.

(Aus dem Portugiesischen übersetzt von L. M. Fouqué.)

Strophe 1.

Nicht ward die Farbenmischung mir zu Theile,
Die auf der Tafel Helden kann beleben;
Nicht auch mit zarter Feile
Weiß ich in Erz dem Antlitz Form zu geben, —
Ein schwaches Schild nur vor den Sichelkreisen
Des zornbeschwingten Greisen! —
Doch Pindus Heiligthume
Entring' mit kräft'ger Hand zu ew'gem Ruhme
Ich Schätze, fremd dem rohen Pöbelstreiten,
Und bring' des Helden Nahmen künft'gen Zeiten.

Epode 1.

Du stolzer Tejo, wenn an deinem Gleise
Ich grüße prächt'ge Helden,
Hab' ich von deinen Kindern nichts zu melden,
Fort schickt sie Lissabon nach kühner Weise.

Um Ehre streben sie auf fernen Küsten,
Wo Kampf entbrennt hienieden.
Wie viele sandtest du nach Scythiens Wüsten!
Gen Osten flammend kühn, wie viel Alciden!

Antistrophe 1.

Mein Ziel sey, Lippe, deines Ruhmes Kunde,
Das ich, die griechisch glühn'den Räder wendend,
Umfahr' in dreister Runde,
Als kräft'ger Lenker meine Bahn vollendend.
Schon stampfen ungestüm die Rennbahnerde
Pegasisch meine Pferde,
Mit Schaum sich kühn bebrausend
Die heiße Brust, entfliehn sie schon, hinsausend,
Fortreißend mich, um dir, nach Elis Rechten,
O großer Bückeburg, den Kranz zu flechten.

Strophe 2.

Vom unbeständ'gen Mars geliebkost, plagte
Die kriegerische Gallia dein Gefilde.
Weitfluthend Elend nagte
Ringsum und Zorn durch tausend Gräu'lgebilde;
Man sah Raubhorden zügellos sich rotten,
Frech das Verbot verspotten,
Nicht schonend Kindheitsblüthen,
Vor edler Schönheit hemmend nicht ihr Wüthen!
Und rauchend in Tyrannenhänden blitzte
Die Klinge, die blutrother Graus besprützte.

Epode 2.

O Land, in herber Fesseln Schmachbekümmern,
Du riefst nach deinen Söhnen!
Bald zeigtest du auf's Joch mit schwerem Stöhnen,
Bald auf die Flur, ganz übersä't von Trümmern.

Wie oftmal, wenn du sahst im Graungedränge
Dir nahn die wilden Heere,
Erbangtest du: »Ach, daß nicht ihre Menge
Mir, dürstend, noch die Stromesbetten leere!«

Antistrophe 2.

Doch Wilhelm fliegt — ein Blitz, der trifft und blendet —
Zu deinem Schutz. Wie hat so freud'gen Sieger
Der Himmel dir gesendet,
Und Schmach und Schreck für all' die Feindeskrieger!
Kampfstrahlen, drob die Luft, zertheilt, sich wundert,
Streu'n auf das Blutfeld hundert
Und nochmal hundert Glieder.
Durch Rauchgewölke rauscht des Kriegs Gefieder.
Als traur'ger See von Blut und Todesplage,
Schwillt üppig weit die grause Niederlage.

Strophe 3.

Beglücktes Minden, überreich an Glorie,
Du schautest rings vor seinem Siegerarme
Befreundete Victorie
Einschweben heiter zu dem Kämpferschwarme! —
Es bebt dem Wiederhall vom Zorngerichte,
Entstellt im Angesichte,
Paris, so reich sonst prangend.
Und, Nymphe Seine, du, in Schreck erbangend,
Verkehrst den Lorbeerschmuck schnell in Cypressen,
Und eilst, die tiefsten Grotten zu durchmessen.

Epode 3.

Da läßt Iberien neue Lorbeern sprießen,
Die stolze, weitentfernte,
Dem kühnen Ritter Lippe. Hin zur Aernte
Winkt ihm der Ruhm, sein Theil mitzugenießen.

Schon läßt die Stolze all ihr Volk entbieten;
Auf Lusitaniens Erde
Schon dringt sie vor, ihr thöricht anzubieten,
Noch eh'r als Krieg, Knechtschaft am eignen Herde.

Antistrophe 3.

»Elysisch Land,« — so spricht sie — »doch bestritten
Vom Sulphurausshauch, dem verderblichraschen,
Du, fast schon hingeglitten
In einem wirren Berg von öden Aschen, —
Elysia, dem nur Frieden Heil kann schaffen,
Leg' ab vom Arm die Waffen!
Du siehst mein Heer erscheinen,
Schnell, zahllos! Und der Helden sieht es keinen,
Menezes, Manuel nicht, die siegentbrannten,
Die sonst wohl oftmal ihm den Schild durchrannten.

Strophe 4.

Hoffst du noch, banges Reich, daß günst'ge Sterne
Aufrufen dir zu deinem Rettungswerke
Aus strengen Todes Ferne
Des Albuquerque Macht, des Castro Stärke?
Daß zwischen Tejo's silberklarer Bläue
Mit Trümmern um sich dräue
Pacheco's edler Schatten?
Daß der erhabne Graf*), zu dem sich gatten
Die schönen Künste, die den Frieden schmücken,
Zu ihrem Schutz bewährt in's Feld soll rücken?« —

*) Pombal.

Epode 4.

So rühmte sich Iberien triumphirend,
Indeß der Held der Ehren
Bereits einherschwamm auf mastlosen Meeren,
Rings mit Trophäenglanz sein Fahrzeug zierend.
Und Lysia stark in treuen Muthes Segen,
Gedenkt der Ahnenglorie,
Zieht, eine Heldinn, kühn dem Feind entgegen,
Und ringt ihm aus den Händen die Victorie.

Antistrophe 4.

Du, kleines Maçao, du bist die Verwallung,
Davor verstört, und endlos hohnbelastet,
Nach stolzen Laufes Wallung
Hispaniens Löw' in seiner Furie rastet.
Umsonst brüllt grimmig er, da allerwegen
Lippe, der Mavors-Degen,
Ihn zähmt mit herben Zügeln.
Schon weicht zurück er auf des Schreckens Flügeln,
Und, heiß die Stirn ihm von Beschämungsgluthen,
Mahlt Furcht auf jedem Schritt ihm Tejo's Fluthen.

Strophe 5.

In stets lebend'ger Aengste bangem Grauen
Gedacht' einst China mit uralten Listen
Ein Bollwerk zu erbauen,
Um vor dem Strom Tartaria's sich zu fristen.
Schon hebt, zum Trotz des Thals, durch Menschenhände
Ein Berg die schroffen Wände!
Weithin schaut durch's Gefilde
Manch stolzen Thurmes seltsamtlich Gebilde!
Im weiten Schatten seiner Mauerrunden,
Wähnt China trüglich, hab' es Schutz gefunden.

Epode 5.

Wenn, volkreich Land, an goldner Himmelskette
Die Macht, die alles lenket,
Dir — wie sie's huldreich Lusitanien schenket —
Zum Thronschutz einen Held gesendet hätte, —
Du hätt'st erspart mit sauern Schweißes Träufeln
Die Mauer zu bereiten.
Im Schatten seines Arms, von bangen Zweifeln
Befreyt, genössest du Asträa's Zeiten.

Antistrophe 5.

Doch scheint es nun mir Schiffersmann gerathen,
Die Segel einzureffen. Denn durchschwimmen
Solch Heer von schönen Thaten,
Hieß, ocean'schen Sandes Zahl bestimmen.
Ihr, Dimel, Fulda, Ems, die ihr den Krieger
Saht als ruhmvollen Sieger
Durch eure Felder dringen,
Ihr könnt mehr Thaten seines Arms besingen,
Und, Münster, du, deß stolze Zinnenscharten
Tief beugten sich vor Lippe's Kriegsstandarten!

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Graf Matthias v. d. Schulenburg.

Neben dem Grafen zur Lippe, der als Oberfeldherr in Portugal Retter dieses Königreichs wurde, steht schicklich ein anderer Deutscher, der ruhmvoll in gleicher Würde als Feldherr Venedigs durch seinen Heldenmuth diese Republik, ja ganz Italien, gegen die Macht der Osmanen vertheidigt und bewahrt hat. An Kriegskunst und Tapferkeit jenem nicht nachstehend, ist er demselben auch vergleichbar in dem vielfachen Ringen gegen hemmende Widerwärtigkeiten, die ihn fast in allen Lagen, ohne Beyhülfe günstiger Umstände, nur auf sein persönliches Verdienst und entschiedenes Talent zurückwiesen, welches ihm allerdings in den verschiedenen Thätigkeiten des Kriegs- und Weltlebens überschwänglich verliehen war. Seinen Ruhm erwarb er in den mißlichsten Verhältnissen, mit den untauglichsten Werkzeugen, und nicht minder, in den Unfällen, die er dadurch erfuhr, als in den Erfolgen, die er deß ungeachtet errang. Seine Begegnisse, Thaten, und Lebensberührungen! vereinen sich zum anziehenden Gegenstande vaterländisch denkwürdiger Betrachtung.

Matthias Johann von der Schulenburg, eines altadeligen Geschlechtes, das, aus Geldern stam-

mend, unter dem Churfürsten von Brandenburg, Albrecht dem Bären, durch Kriegsdienste gegen die Wenden großes Ansehen und bedeutende Niederlassung in den Ländern der Mittelelbe gewonnen hatte, wurde geboren am 8. August des Jahres 1661 zu Emden bey Magdeburg. Sein Vater Gustav Adolf war Churfürstlich brandenburgischer Geheimrath, Kammer-Präsident im Herzogthum Magdeburg, Hauptmann zu Giebichenstein und zu Moritzburg bey Halle; seine Mutter war eine geborne Schwenckin von Friesenburg. Nach den Amtsverhältnissen des Vaters, welche Bildung und Kenntnisse erforderten, darf man annehmen, daß er der Erziehung seiner Kinder, unter welchen Matthias das zweyte war, frühzeitige Sorgfalt gewidmet habe, die überhaupt damals mehr, als in den nachfolgenden Zeiten, der vornehmen protestantischen Jugend zu Theil wurde. Wir finden den Jüngling in reiferem wissenschaftlichen Unterrichte zuerst auf der hohen Schule zu Wolfenbüttel, dann, zugleich mit einem jüngeren Bruder, auf der Universität zu Saumur, einer berühmten Lehranstalt der Protestanten in Frankreich, woselbst glaubensverwandte Ausländer neben anderen Kenntnissen auch die lebendige Uebung der französischen Sprache zu erlangen suchten, welche schon damals in allem höheren Weltverkehr unentbehrlich schien. Die Grundsätze der protestantischen Lehre, von geistreichen Männern in allen Gestalten der Bildung eifrig mitgetheilt, prägten sich tief in das Gemüth des Jünglings ein, der in der Folge stets der hier empfangenen Richtung treu blieb, und keine Gelegenheit versäumte, seine Meinungen und Neigungen in dieser Hinsicht darzule-

gen. Die Einwirkung dieser Grundsätze mußte um so größer seyn, als grade in jener Zeit der protestantische Geist durch die Verfolgungen, welche neuerdings in Frankreich gegen ihn so bedenklich anhoben, zu frischer Kraft und Ehre erweckt hervortrat. Schulenburg selbst erlebte in Saumur die verhängnißvolle Zurücknahme des Edikts von Nantes im J. 1685, und demgemäß die Aufhebung der Universität, wodurch er genöthigt war, noch in demselben Jahre den Ort zu verlassen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath sollte er im Staatsdienste sein Glück versuchen. Die vornehmen Geschlechter der Deutschen, über weite Länderstrecken ausgedehnt, gehörten mehreren Staaten zugleich an, und suchten Aemter, Ehren und Niederlassungen überall, wo sich dergleichen Vortheil am günstigsten darbot, oft genug im fernen Auslande, wenn das Inland in seinen engeren Abtheilungen nicht befriedigende Aussicht gab. So sehen wir Schulenburg den zunächstliegenden brandenburgischen Verhältnissen frühzeitig entgehn, und günstigen Anerbietungen folgend zuerst in braunschweig-wolfenbüttel'sche Dienste treten, welche alsbald wieder gegen andre vertauscht, und nochmals gewechselt, insgesammt nur eine Stufenfolge persönlichen Emporsteigens bilden, dessen Gipfel zuletzt außerhalb des Vaterlandes, doch in Eintracht mit dessen Ruhm und Ehre, glänzend erreicht wurde. Eine solche Laufbahn war in Zeit und Umständen gegründet, und niemand sah darin etwas Tadelnswerthes, da ein grades und sichres Verhältniß zu einem großen Ganzen in Gesinnung und Thätigkeit, wie sich bey andern Völkern so leicht ergab, unter den Deutschen dem

Einzelnen in dem entsprechenden Maße nicht immer offen stand.

Am Hofe der Herzoge Rudolph August und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, in deren Dienste er als Kammerjunker zugleich und Hauptmann getreten war, konnte Schulenburg wenig Befriedigung finden; die Ruhe des dortigen Lebens wurde ihm bald verhaßt, und sein muthiger Sinn verlangte heftig nach kriegerischer Thätigkeit. Endlich wurde ihm gewährt, den erfolgreichen Feldzug gegen die Türken im Jahre 1687 in Ungarn unter dem Herzoge von Lothringen und dem Churfürsten von Baiern als Freywilliger mitzumachen. Er fand hier einen Waffengefährten und Freund in dem nachherigen General Allart, einem Deutschen von der gründlichsten Kenntniß und größten Erfahrung im Kriegsfache, der in der Folge dem Czar Peter ausgezeichnete Dienste leistete, und für Schulenburg stets ein Vorbild kriegsmännischer Tüchtigkeit blieb. Nach diesem Feldzuge begab er sich an den Rhein, um der Belagerung von Mainz und von Bonn beyzuwohnen. Im folgenden Jahre ging er mit den braunschweigischen Truppen, welche das Heer Kaiser Leopolds in dem pfälzischen Erbschaftskriege gegen Ludwig XIV. zu verstärken eilten, abermals nach dem Rhein und den Niederlanden, und machte daselbst während neun Jahren, unter abwechselnden Ereignissen, alle Feldzüge dieses hartnäckigen Krieges mit. Sein gutes Glück führte ihn hier zuerst unter den Befehl des General Scovet, eines Lothringers, der als Sohn eines Hufschmids durch Verdienst und Tapferkeit sich vom Gemeinen zum Befehlshaber aufgeschwungen hatte.

Schulenburg machte unter Anführung dieses vollendeten Kriegsmannes, der sich seiner fürsorgend annahm, die größten Fortschritte in Kenntniß und Ausübung alles desjenigen, was seiner Laufbahn angehörte, und noch spät rühmte er sich desselben als seines ersten Lehrmeisters im Kriegshandwerke. Inmitten dieser Feldzüge verlor er seinen Vater, der im Oktober 1691 zu Halle starb. Nachdem er im Fußvolke dienend mancher Auszeichnung theilhaftig geworden und schon bis zum Oberstlieutnant aufgestiegen war, gab ihm der General Scovet den Rath, sich um ein Dragonerregiment zu bewerben, auf daß er die verschiedenen Waffengattungen prüfen und nach ihrem Werthe schätzen lernte; diesem Rathe folgend erlangte er alsbald die Frucht seines Bemühens, und wurde im Jahre 1693 Oberst eines Dragonerregiments, in dessen Führung er sich nicht minder auszeichnete, obwohl die Vorliebe, welche er für das Fußvolk gefaßt hatte, ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ. Nachdem er unter dem Befehl des König Wilhelm von England gegen die Franzosen in den Niederlanden eifrig fortgedient bis zum Frieden, der im Jahre 1697 zu Ryßwick zu Stande kam, sah er sich plötzlich durch diesen in unthätige Ruhe versetzt. Seinen Mißmuth hierüber zerstreute jedoch bald der Antheil, welchen ihm sowohl der König Wilhelm als auch der Churfürst von Baiern bezeigten, deren Rath und Empfehlung ihn veranlaßte, in die Kriegsdienste des Herzogs von Savoyen zu treten. An der Spitze eines selbstgeworbenen Regiments zu Fuß, welchem sein Nahme schon leicht aus den verabschiedeten deutschen Völkern ansehnlichen Zulauf ver-

schaffte, zog er noch im nähmlichen Jahre nach Italien, wo er zum Generalmajor ernannt wurde, und zugleich als Oberst den Befehl über sein mitgebrachtes Regiment behielt. Beym Ausbruche des spanischen Erfolgekrieges war der Herzog von Savoyen mit Ludwig XIV. verbündet, und Schulenburg sah sich gegen seine Neigung dem österreichischen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, gegenüber gestellt, unter dessen Befehlen er künftig selbst so ruhmvoll dienen, und dessen Vertrauen er einst in so hohen Grade genießen sollte. Die piemontesischen Truppen theilten am 1. September 1701 bey Chiari die Niederlage der Franzosen unter dem Marschall von Villeroi, der vom Prinzen Eugen geschlagen wurde, und Schulenburg hatte das Unglück in diesem Treffen so schwer verwundet zu werden, daß er kaum hoffte, mit dem Leben davon zu kommen. Nach seiner gleichwohl erfolgten Wiederherstellung sollte er im folgenden Jahre einen Kriegszug gegen die Waldenser ausführen, welche, nach harten Bedrückungen, endlich zur Vertheidigung ihrer Glaubensfreyheit die Waffen ergriffen hatten. Dieser Krieg gegen die verfolgten protestantischen Glaubensbrüder, deren Sache er lieber zu der seinigen gemacht hätte, war gegen sein Gewissen, und da er ohnehin des Lebens unter Franzosen, Spaniern und Piemontesern längst überdrüssig war, und von diesen Leuten völlig zu scheiden wünschte, so nahm er jenen entscheidenden Anlaß wahr, begehrte plötzlich seinen Abschied, und eilte nach Holland zum Könige Wilhelm, der eben im Begriffe stand, den Krieg gegen die Franzosen in den Niederlanden wieder anzufangen. Doch schon unter-

wegs erfuhr Schulenburg den Tod dieses Fürsten, der im März des Jahres 1702 unverhofft verschied, und entschloß sich nunmehr die Anträge des Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts II., anzunehmen, in dessen Heer ihm sogleich der Rang eines Generallieutenants zu Theil wurde. Unerschrockener Muth, kriegskundige Einsicht und rasche Thätigkeit hatten seinen Ruf in den zurückgelegten Feldzügen so sehr begründet, daß man ihn schon jetzt den tüchtigsten Feldherren beyzählte. Er kam nunmehr auf einen Schauplatz, wo solchem Rufe die furchtbarste Prüfung bereitet war.

Der König von Schweden Karl XII. hatte den Krieg, welchen seine verbündeten Feinde gegen ihn mit der Absicht begonnen, sich in die besten Länder des jungen und, wie sie dünkte, unvorbereiteten Fürsten zu theilen, mit ungeheurer Kraft und staunenswerthem Erfolg auf seine Gegner zurückgeschleudert. Die Dänen waren bereits zum Frieden gezwungen worden, die Russen aus dem Felde geschlagen, unaufhaltsam drangen die siegreichen Schweden in Polen ein. Dem Könige August fehlte es weder an Geist noch an Muth, er hatte vielfache Einsichten und sehr oft ein richtiges Urtheil, sein Ehrgeiz strebte nach Ruhm und nach Vergrößerung seiner Macht; allein diese Eigenschaften, kaum auf Augenblicke hervorleuchtend, gingen dann sogleich wieder in dem Hofleben unter, wo Liebesverhältnisse, Verschwendung, Gunst und Ueppigkeit unbeschränkte Herrschaft führten. Ein Fürst dieser Art war schon wenig geeignet, ein unruhiges und zerrüttetes Reich, wie Polen fast immer und besonders damals war, im Frieden mit ordnender Kraft zu lei-

ten, noch weniger aber, einem starken und unversöhnlichen Feinde, wie Karl XII., im Kriege Trotz zu bieten. Seine besten Truppen waren die Sachsen, denen jedoch unter ihrem Anführer, dem Feldmarschall Steinau, nur Niederlage auf Niederlage beschieden war. Dieser Mann, der vom Kriegswesen genugsame Kenntniß, aber weder Kraft noch Ueberblick besaß, schien ordentlich als derjenige auserwählt, der von den Schweden geschlagen werden sollte. Immer erhielt er den Oberbefehl wieder, weil er gute Verbindungen am Hofe hatte, und der König, aus Großmuth zugleich und Schwäche, ihn nicht kränken mochte. Unter diesem Anführer erhielt Schulenburg den Befehl über das Fußvolk, dem traurigen Schicksal ausgesetzt, nicht so sehr in den Schweden, welche doch furchtbar genug das Kriegsfeld beherrschten, als in dem eignen Vorgesetzten den Gegenstand steter Besorgniß und Gefahr zu finden! In solcher Lage that er sein Möglichstes, um Unheil abzuwehren oder zu mindern. Unter andern wohnte er der Schlacht bey Clissow am 19. July 1702 mit Auszeichnung bey, und hielt mit seinem Fußvolke, nachdem die Reiterey längst die Flucht ergriffen, den siegreichen Feind geraume Zeit auf. Gleichen Dienst leistete er bey dem Treffen von Pultusk am 1. May 1703, wo Steinau sich mit seiner Reiterey hinter dem Bug so sicher dünkte, daß er diejenigen, welche ihm den Uebergang Karls XII. über diesen Fluß und sein rasches Anrücken meldeten, als falsche Boten in Ketten legen ließ. Die Folge war, daß er von den Schweden überfallen, und sein Heerhaufen gänzlich zersprengt wurde; er selbst flüchtete unbegleitet von dem

Schlachtfelde, und entging kaum der Gefangenschaft. Schulenburg aber behielt sein Fußvolk in guter Fassung beysammen, rückte vor, und nahm die Trümmer der geschlagenen Truppen auf; bald fand sich auch der Feldmarschall wieder ein, welcher, zwischen Uebermuth und Verzagtheit keine Mitte kennend, jetzt aus Verzweiflung in ein Kloster gehn wollte, ein Vorhaben, von dessen Ausführung ihn nur das großmüthige Zureden Schulenburgs abhielt, der seinen eignen Vortheil dabey ganz außer Acht ließ.

Karl XII. wurde durch einen Sturz mit dem Pferde, wobey er das Schenkelbein gebrochen, mehrere Monate zu Krakau in völliger Unthätigkeit zurückgehalten. Der König August versäumte diese einzige Gelegenheit, und anstatt seinen Gegner jetzt nachdrücklich zu bedrängen, und die Sachen in Polen auf guten Fuß zu bringen, gab er dem österreichischen Gesandten williges Gehör, der ihm mit der Hoffnung schmeichelte, daß der Kaiser ihm den Frieden mit dem Könige von Schweden vortheilhaft vermitteln werde, und der ihm deßhalb unaufhörlich anlag, seine nunmehr in Polen unnöthigen Truppen dem Kaiser zu Hülfe zu senden; der König fand kein Bedenken, diese Forderung zuzugestehn, und ließ den Feldzeugmeister Röbel mit 10,000 Sachsen über Böhmen in das Reich ziehen, um daselbst in dem Kaiserlichen Heere gegen die Franzosen zu fechten. Der Hof von Wien machte jedoch, so willkommen ihm die Truppen waren, Einwendungen gegen deren Anführer, indem der General Röbel seinem Range nach nicht füglich dem österreichischen General Grafen Schlick nachstehen

konnte, welchem der Oberfehl über die am Inn vereinigten Truppen entschieden vorbehalten war. Wegen dieses Umstandes wurde der General Röbel zurückgerufen, und zum Befehlshaber in Thorn ernannt. Den Befehl über die sächsischen Hülfstruppen im Reich erhielt nunmehr Schulenburg, welcher diese Bestimmung um so lieber annahm, als ihm die Verhältnisse in Polen ohnehin wenig Befriedigung gaben. Dem Churfürsten von Baiern, mit dem er ehemals in gleichem Heere gedient, stand er jetzt feindlich gegenüber; ihn schmerzte, diesen Fürsten auf der Seite der Franzosen zu erblicken, doch konnte dieses Gefühl seinen Eifer in Bekämpfung desselben nicht schwächen. Nach dem Gefechte bey Passau, wo die Baiern geschlagen wurden, drang Schulenburg nach Schwaben vor, doch ohne die errungenen Vortheile lange verfolgen zu können, denn bey Höchstädt gewannen am 20. September 1703 die Franzosen und Baiern ein Treffen gegen die Oesterreicher unter dem General Grafen von Styrum, der sich überfallen ließ, und mit Verlust von Geschütz, Gepäck und 4,000 Todten die Flucht nahm; Schulenburg stand in diesem unglücklichen Kampfe auf der Seite gegen Dillingen, und behauptete sich, wie bey Pultuks, in seiner Stellung, bis der Rückzug der geschlagenen Truppen gedeckt war, welche ohne ihn sämmtlich gefangen gewesen wären. Bald nach diesem Vorgange stieß er mit einer Abtheilung leichter Truppen im Rücken des Feindes auf eine Wagenreihe, welche von Schaffhausen kommend unter guter Bedeckung zu dem französischen Heere ging; er griff die Bedeckung ohne viel Besinnen an, warf sie nieder,

und erbeutete außer vielen Vorräthen von Kriegsbekleidung und andern Gegenständen eine Summe von 30,000 Louisdo'r, ein Glücksfall, den er für den Augenblick wenig schätzen mochte, der ihm aber in der Folge, da die öffentlichen Mittel oft unzureichend wurden und oft ganz ausblieben, wohl zu Statten kam.

Auch hier bey dem Kaiserlichen Heere hatte Schulenburg, trotz seiner geschickten und ruhmvollen Führung der ihm anvertrauten Truppen, die Wirkungen des Neides und der Eifersucht zu erfahren, die an dem Hoflager des Königs von Polen unaufhörlich thätig blieben. Die Zufriedenheit der österreichischen Feldherren, die Belobungen des Kaisers und der ehrende Beyfall der öffentlichen Stimme, vermochten nicht eine Menge von Unannehmlichkeiten, Vorwürfen und Ansprüchen abzuwehren, die seine Ungeduld heftig aufregen mußten. Der Kaiser und seine Minister, von dieser unangemessenen Behandlung eines so vorzüglichen Generals unterrichtet, ließen ihm sogleich die vortheilhaftesten Bedingungen antragen, wenn er den sächsischen mit dem österreichischen Kriegsdienste vertauschen wollte. Schulenburg war nicht abgeneigt, allein die große Bedrängniß, in welche gleich darauf der König von Polen gerieth, machte es ihm zur Ehrensache, in diesem Augenblicke seine bisherigen Dienstverhältnisse nicht aufzugeben. Der König bedurfte dringend in Polen seiner Hülfe, und sandte ihm den Befehl, alle seine Truppen auf gute Art von dem Kaiserlichen Heere abzuziehen, und dieselben eiligst nach Polen zu führen. Dieser Auftrag hatte jedoch in der Ausführung manche Schwie-

rigkeit; da indessen die wiederhohlten Befehle immer dringender wurden, und ihm zuletzt bey Lebensstrafe einschärften, um jeden Preis, und wie immer es sich thun ließe, das Kaiserliche Heer zu verlassen, so zögerte er nicht länger, benachrichtigte die österreichischen Feldherren in Kürze von dem erhaltenen Befehl, und brach unverzüglich auf, ohne deren Einwilligung abzuwarten; seinem persönlichen Verdienst und der besonderen Achtung, die er genoß, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß dieser entschiedene Schritt, durch welchen er um undankbarer Verhältnisse willen seine besten Gönner aufgab, ohne hemmende Widerwärtigkeiten geschehn konnte.

Die sächsischen Truppen hatten ihren Rückmarsch glücklich vollführt, und standen verstärkt bey Guben im Lager, woselbst auch Schulenburg, nachdem er den König in Sendomir gesprochen, wieder mit ihnen zusammentraf: aber leider auch den unvermeidlichen Feldmarschall Steinau wiederum als Oberbefehlshaber vorfand. Unordnung, Habsucht und Zaghaftigkeit walteten hier ohne Scheu; man rückte zwar über die Oder, setzte sich aber gleich hinter den sumpfigen Ufern der Warthe in Sicherheit; weiter vorzurücken hatte man keine Lust. Schulenburgs einzelnes Unternehmen mit einiger Reiterey gegen Posen, wo er die Stellung und Stärke des schwedischen Generals Mayerfeld ausforschte, blieb ohne Folge. Der Oberbefehlshaber benutzte die Zeit nach seiner Weise, indem er beträchtliche Geldsummen aus den Besitzungen des Gegenkönigs Stanislaus erpreßte, welchen der König von Schweden inzwischen durch seinen Anhang in Polen hatte wäh-

len lassen. Er suchte auch Schulenburg durch die Lockungen des Geldes zur Theilnahme an diesen Räubereyen zu verleiten, und gab demselben von der Beute einen Antheil von 2,000 Thalern, welche dieser jedoch unwillig von sich wies, und sogleich in die Kriegskasse ablieferte; nicht minder schonend und uneigennützig gesinnt bewahrte Schulenburg seinerseits auch die Schlösser von Stanislaus soviel als möglich vor Plünderung und muthwilliger Zerstörung; als er späterhin sogar Befehl erhielt, das schöne Lustschloß Rensau, im italienischen Geschmacke gebaut und mit fürstlicher Pracht ausgestattet, niederzubrennen, jammerte ihn des herrlichen Gebäudes, er gewann Zeit, und bewirkte die Zurücknahme jener grausamen Verfügung. Der König August war in Betreff des Feldmarschalls Steinau nur schwach, keineswegs aber verblendet; er wußte, daß von ihm nichts zu erwarten sey, und wandte sich daher in den meisten Fällen unmittelbar an Schulenburg, mit dem er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Endlich fühlte er doch die Unmöglichkeit, ein solches Verhältniß länger bestehn zu lassen; der Feldmarschall erhielt Befehl, die Anführung der Truppen dem General Schulenburg zu übergeben, sich selbst aber in das Hauptquartier zu verfügen. Schon war er abgereist, kam aber, da er den Weg durch die Schweden versperrt glaubte, wieder zurück; Schulenburg, in Selbstverläugnung schon geübt, bot ihm den Oberbefehl neuerdings an, den jener aber aus Aengstlichkeit eifrig ablehnte, und nur als Freywilliger im Lager blieb, ohne selbst ehrenhalber das Losungswort für die Truppen geben zu wollen. Er reiste nachher ein zweytesmal ab, und kam glücklich zu dem Könige.

Schulenburg hatte nun die Hand frey, jedoch fürs erste ohne großen Gewinn. Denn alle seine Generale und Obersten, die ihre Meinung schriftlich äußern mußten, widerriethen jedes Vorgehen, und waren einzig auf Sicherung des Rückzuges über die Oder bedacht. Schulenburg aber stellte die Unmöglichkeit vor, ohne Lebensmittel und Geld in dieser erschöpften Gegend länger zu weilen, so wie die Nothwendigkeit, in diesem Augenblicke, da der König von Schweden in vollem Anzuge gegen Sendomir begriffen, zu Gunsten des Königs August einen Gegenzug auszuführen; es wurde demnach zuletzt denn doch, wiewohl mit großem Widerwillen, beschlossen, gegen Posen vorzurücken. Durch die gute Mannszucht, welche Schulenburg aufrecht zu erhalten bemüht war, gewann er die Gemüther der Polen wieder, die sein Vorgänger durch entgegengesetztes Benehmen abwendig gemacht hatte, und viele Edelleute aus Großpolen so wie der Feldherr dieser Provinz schlossen sich ihm mit ihren Truppen an. Ihm gegenüber bey Posen stand der schwedische General Meyerfeld mit 3000 Reitern, zu deren Verstärkung man den General Stenbock mit größerer Macht schon unterwegs wußte. Er beschloß daher jenen zu überfallen, bevor dieser einträfe. Mit kluger Vorsicht erforschte er den Feind, und schnitt ihm durch polnische Parthеygänger alle Nachrichten ab, die ihn von der Bewegung der Sachsen hätten unterrichten können. Einen Theil der Truppen ließ er im Lager stehn; mit gewählten 4000 Mann, halb Reiterey, halb Fußvolk und vier Stücken Feldgeschütz, brach er auf, anscheinend um sich von Posen zu entfernen, wandte sich dann schnell, und

ging oberhalb Posen über die Warthe; mit dem Feldherrn von Großpolen war verabredet, daß dieser zu gleicher Zeit unterhalb über diesen Fluß gehn sollte. Alle Maßregeln und Anstalten traf er mit genauester Fürsorge und umsichtigster Klugheit, da er sich auf seine Untergebenen wenig verlassen konnte, und unaufhörlich gegen die Verwöhnung der Truppen, und besonders der Offiziere, anzukämpfen hatte. Einen Theil des Fußvolks und des Geschützes ließ er am Ufer zur Sicherung des Ueberganges zurück. Mit den übrigen Truppen zog er anfangs von Waldung gedeckt, sodann in offener Ebene, bey Mondschein in tiefster Stille rasch gegen das schwedische Lager vor. Unterwegs empfing er die Nachricht, daß auch die Polen auf dem diesseitigen Ufer angelangt. Trotz aller Vorkehrungen war jedoch ein aus Liefland gebürtiger Dragoner von den Sachsen ausgerissen, und in das schwedische Lager gekommen; der General Meyerfeld, welcher den Abend vorher mit seinen Offizieren einer Hochzeit beygewohnt hatte und in voller Sicherheit im tiefsten Schlafe lag, raffte sich auf, verließ das Lager, zog eiligst aus Posen einiges Fußvolk und Geschütz an sich, und stand mit Anbruch des Tages die Sachsen erwartend in Schlachtordnung. Schulenburg sah den Vortheil des Ueberfalls entschlüpft, aber den des Gefechts noch übrig. Er traf in der Schnelligkeit seine Anordnungen, unterrichtete seine Generale wiederholt von dem, was sie zu thun hätten, ermahnte die Truppen, und begann den Angriff. Er selbst an der Spitze des linken Flügels der Reiterey stürzte zuerst auf die Schweden, und warf zwey Schwadronen ihres rechten Flügels über

den Haufen. Inzwischen rückte schwedisches Fußvolk mit Geschütz gegen das sächsische Fußvolk an. Plötzlich ergriff der ganze rechte Flügel der sächsischen Reiterey ohne Gefecht die Flucht, und wurde von dem schwedischen Obersten Taube bis in den Wald hinein verfolgt. Meyerfeld selbst brachte hierauf den linken Flügel der sächsischen Reiterey zum Weichen, Schulenburg aber stellte sie hinter dem Fußvolke, welches gegen die feindliche Reiterey tapfer Stand hielt, wieder auf, und erneuerte seinerseits den Angriff; man schlug sich auf diese Weise eine gute Stunde, bis endlich Meyerfeld für gut fand, sich in die Vorstädte von Posen zurückzuziehen. Als der Oberst Taube mit 12 Schwadronen von Verfolgung des rechten Flügels der Sachsen zurückkehrte, fand er die Schweden nicht mehr auf dem Kampfplatze, und da er den General Schulenburg, dem er den Sieg wohl noch zu entreißen hoffen durfte, in fester Haltung herzhaft gegen sich anrücken sah, gab er es auf, eine neue Entscheidung zu bestehn, und warf sich gleichfalls eilig in die Stadt. Die Sachsen hatten zwey Kanonen und eine Standarte nebst zwey Paar Pauken erobert, und einige Schweden kriegsgefangen gemacht, auf beyden Seiten waren viele Todte und Verwundete. Schulenburg selbst wäre beynahe getödtet worden, ein Unteroffizier vom schwedischen Nachtrab hatte das Gewehr ganz nah auf ihn angelegt, und wollte eben losdrücken, als ein sächsischer Dragoner jenen gewahrte und niedermachte. Die Sachsen hatten die Ehre des Tages; Schulenburg verbrannte das schwedische Lager, und zog sich in möglichster Ordnung in den Wald und endlich über die Warthe in

seine alte Stellung zurück; die große Auflösung, in welcher die Truppen nach dem Gefechte sich befanden, machte solche Vorsicht nothwendig. Dieses Treffen bey Posen fiel am 9. August 1704 vor. Es würde einen ganz andern Ausgang genommen haben, wenn Schulenburg auf seine Untergebenen besser hätte zählen dürfen, oder wenn, der Abrede gemäß, nach begonnenem Kampfe die Polen herangerückt wären; diese aber blieben am Ufer der Warthe stehn, vernahmen den Lärm des Gefechtes nicht, gingen wieder über den Fluß, und beglückwünschten nachher um so eifriger den General Schulenburg wegen seines errungenen Erfolgs. Sie erwiesen ihm alle möglichen Ehren, und hielten im offenen Felde mehrere Landtage, wobey er den vornehmsten Sitz einnehmen und viele lateinische Reden zu seinem Ruhme anhören mußte.

Nachdem Schulenburg durch strenge Verordnungen seinen Truppen bessere Kriegszucht eingeschärft und neue polnische Verstärkung an sich gezogen hatte, rückte er mit gesammter Macht neuerdings gegen Posen vor. Der General Meyerfeld erwartete ihn nicht, ließ in Posen nur 800 Mann Besatzung, und zog sich mit den übrigen Truppen nach Thorn. Schulenburg hatte außer den polnischen Schaaren gegen 12,000 Mann sächsischer Truppen, wovon ein Drittheil Reiter; jedoch bey dem gänzlichen Mangel schweren Geschützes konnte diese Uebermacht nur durch Sturm die befestigte Stadt einnebmen, und es schien, die Schweden wollten es darauf ankommen lassen. Schon wurden die Anstalten dazu vorbereitet, und an zehn bis zwölf Stellen zugleich sollte die Leitererſteigung

unternommen werden, als die Nachricht anlangte, daß König August seinen heftigen Gegner glücklich getäuscht, durch Eilmärsche unvermuthet Warschau erreicht und am 26. August eingenommen habe; mit dieser Nachricht empfing Schulenburg zugleich den dringenden Befehl, unverzüglich aus Großpolen aufzubrechen, und sich mit dem Könige so schnell als möglich an der Weichsel zu vereinigen. Wenige Tage längeren Aufenthalts hätten den Besitz von Posen unfehlbar zur Folge gehabt, allein der Befehl des Königs erlaubte keine solche Frist, und nach vierzehntägiger Berennung überließ Schulenburg den weiteren Gang der Sache dem Feldherrn von Großpolen, er selbst aber zog in möglichster Schnelle nach der Weichsel. Unterwegs schrieb er an den König, daß er im Vorbeygehn den General Meyerfeld in Thorn einschließen, und diese durch die Schweden entfestigte Stadt ohne großen Verlust erobern könnte, welches ein großer Vortheil seyn würde, da sonst dieser gefährliche Feind in der Flanke stehen bliebe. Er hatte in dieser Absicht, deren Billigung er hoffen durfte, bereits seine Maßregeln genommen, als ein neuer Befehl des Königs ihn diese Unternehmung völlig aufgeben und einzig sein Heranrücken beschleunigen hieß. Kaum war Schulenburg aus der Gegend von Thorn weggezogen, so brach Meyerfeld wieder hervor, erschien vor Posen, und überfiel und versprengte die dorten zurückgebliebenen Polen, die seiner nicht im mindesten gewärtig gewesen waren.

Der König war in voller Freude über den geglückten Anschlag auf Warschau und die bedeutenden Folgen, die sich daraus täglich günstiger für

seine Sache ergaben. Er empfing den General Schulenburg äußerst gnädig, bezeigte ihm fortgesetztes Vertrauen und so hervorleuchtende Huld, daß Neid und Haß der Nebenbuhler nicht ausbleiben konnten. Auch entsprachen die Handlungen des Königs nicht lange dem Anscheine seines Benehmens. Die Kriegsangelegenheiten wurden überhaupt bald bey Seite gesetzt. Da Karl XII. noch in Lemberg verweilte, so überließ man sich an der Weichsel gleich wieder der sorglosesten Ruhe. Der König August lagerte seine Truppen, zu welchen 12 Bataillons Moskowiter unter Patkuls Befehl gestoßen waren, bey Pultusk am Narew, und schickte einen guten Theil der Reiterey über den Bug. Schulenburg benutzte die Zeit, welche der Hof in Vergnügungen zubrachte, um seine Truppen, wie er schon bey Posen gethan, alle Uebungen des Angriffs und der Vertheidigung fleißig durchmachen zu lassen, besonders das Fußvolk zur schnellen Bildung von Vierecken und zum festen Widerstande gegen die Reiterey abzurichten, wie er denn behauptete, daß selbst im offenen Felde, und ohne Hülfe spanischer Reiter, das Fußvolk dem heftigsten Reiterangriffe erfolgreich Stand zu halten habe. Die andern Generale folgten diesem Beyspiele wenig, sie mußten darin nur einen Vorwurf ihres eignen Benehmens finden. Unter dem Könige befehligte das Heer wiederum der Feldmarschall Steinau, dessen alter Groll gegen Schulenburg in der Eifersucht Patkuls, eines Mannes von trotzigem Geist und großen Mitteln, eine willkommene Hülfe gewann; auf beyder Betrieb geschah es, daß Patkul beauftragt wurde, mit einem Theile des Heeres, wozu aus Sachsen

noch Truppen und Geschütz stoßen sollten, gegen Posen zurückzugehn, und diesen Ort zu belagern. Schulenburg war sehr entrüstet, daß, nachdem er verhindert worden, im guten Augenblicke bey schon ganz nahem Erfolge, die Einnahme von Posen zuwege zu bringen, jetzt, ohne sein Vorwissen und seine Mitwirkung, da er doch der Oertlichkeit vor Allen kundig war, diesen Auftrag ein Andrer erhielt, mit unverhältnißmäßigen Mitteln, im bedenklichen Augenblicke, wo eine so beträchtliche Entsendung nicht ohne Gefahr für das Heer seyn konnte. Da er mit seinen Vorstellungen nicht gehört wurde, sich selbst zurückgesetzt und dem Heere fortan unnütz, die Zahl seiner Feinde aber täglich steigen und den König immer unsichrer werden sah, so gedachte er aus diesen unersprießlichen Verhältnissen völlig auszuscheiden. Er schrieb dem Könige, es scheine der Feldzug, welchen er lediglich aus ehrerbietiger Ergebenheit für Seine Majestät noch mitzumachen bewogen worden, ein glückliches Ende erreicht zu haben, und er bäte demnach um seine gnädige Entlassung. Er ordnete sogleich zu diesem Behufe seine Angelegenheiten, und wiederholte, da die Antwort zögerte, sein Gesuch dringend. Doch der König, dessen Urtheil nicht wie seine Entschließungen bestochen war, wollte nichts davon wissen, in dieser Zeit, die noch genug der Kämpfe versprach, seinen besten Feldherrn aufzugeben; durch Zärtlichkeiten, Schmeicheleyen und Verheißungen aller Art wurde dieser gleichsam genöthigt, noch ferner im Dienste zu bleiben, den er sich jedoch fest vornahm, unmittelbar nach Endigung des Feldzuges dennoch zu verlassen.

Jetzt erhielt man die Nachricht, der König von Schweden sey von Lemberg aufgebrochen, und ziehe rasch gegen den Bug heran. Im ersten Augenblicke wollte man die Sache kaum beachten; desto größer waren die Sorgen und die Rathlosigkeit, als die Gefahr näher kam. Schulenburg allein behielt Besonnenheit und Ueberblick, aber es kostete Mühe, sie gegen die thörichten und widersinnigen Anschläge, die sich wirr durchkreuzten, zu behaupten. Zwischen dem Bug, dem Narew und der Weichsel durften die Sachsen nicht länger verweilen; eine der Abtheilungen des noch getrennt anrückenden schwedischen Heeres auf dem Marsche anzugreifen, fehlte der Muth; es blieb daher nichts übrig, als auf das linke Weichselufer zurückzugehn, und hier vertheidigungsweise zu verfahren. Schulenburg erlangte wenigstens, daß zu diesem Zweck eine Brücke über die Weichsel geschlagen wurde. Erst im letzten Augenblicke, schon gedrängt von den anrückenden Schweden, entschloß man sich zu dieser Ausführung. Bey Warschau standen endlich die beyden Heere einander gegenüber, die Weichsel zwischen ihnen. Der beste Theil der sächsischen Truppen war unnützerweise gegen Posen entfernt, die Polen unzuverlässig, die Moskowiter ganz untüchtig. Von den letztern erzählt Schulenburg zwey Züge, welche den damaligen rohen Zustand dieses Volkes in entgegengesetzter Richtung merkwürdig bezeichnen: längs des Weichselufers waren 12 Bataillons dieser Truppen aufgestellt, sie wurden von den Schweden beschossen, und bey jedem Kanonenschusse sah man alle 12 Bataillons regelmäßig zur Erde niederfallen, um nicht von der Kugel getrof-

fen zu werden; dagegen Einer von ihnen, wegen Plünderung zum Strange verurtheilt, und wegen Mangel eines Henkers schon halb wieder begnadigt, gelassen hervortrat, mit dem gehorsamen Erbieten, sich selbst aufzuhängen! Schulenburg machte dem Könige den Vorschlag, mit allen Truppen nach Krakau oder nach Großpolen abzuziehen, wo man Verstärkungen zu finden hatte, allein der Hof schmeichelte sich thörichterweise noch mit dem Gedanken, das linke Weichselufer zu behaupten, und im Besitze von Warschau zu bleiben. Karl XII. säumte nicht, und versuchte an mehreren Orten den Uebergang; Schulenburg wurde bey Warschau selbst ihm entgegengeordnet mit einem beträchtlichen Theile des Fußvolks; der Feldmarschall Steinau, welcher auch hier nicht fehlte, sollte zwey Stunden oberhalb Warschau den Fluß vertheidigen. Hier aber war Karl bald persönlich zugegen, und betrieb den Angriff am 19. Oktober 1704 mit größtem Ungestüm. Der Feldmarschall berichtete nun, die Schweden würden unfehlbar übersetzen, und er könne mit seinen wenigen Truppen keinen Widerstand leisten. Hierauf endlich verließ König August mit seinem Hofstaate das bedrohte Warschau; die Sachsen und Polen, denen der König von Schweden auf der Ferse folgte, nahmen ihren Rückzug nach Lovitz und Uniejow an der Warthe, wo sich das flüchtige Heer theilte; der König mit seinem Hofe, der Feldmarschall Steinau und die gesammte Reiterey schlugen den Weg nach Krakau ein; Schulenburg sollte mit 12 sächsischen Bataillons, denen 500 Reiter zugegeben wurden, nach Sachsen zurückgehn und unterwegs die Moskowiter, welche des schnelleren

Fortkommens wegen seitwärts entsandt worden, wieder an sich ziehen.

Nunmehr begann der beschleunigte Rückzug, wohl eine Flucht zu nennen, durch welchen Schulenburg, der dem Untergange nicht mehr entrinnen zu können schien, ein Meisterstück seiner Kriegskunst und Unerschrockenheit darlegte, das unter solchen Umständen seinen Ruhm mehr erhöhte, als in andern Verhältnissen eine gewonnene Schlacht gethan hätte. Der König von Schweden ließ den König August ungestört nach Krakau ziehen, und warf sich mit seiner gewohnten Heftigkeit an der Spitze von 10,000 Reitern einzig auf die Sachsen; er hatte seine besten Generale, wie auch den König Stanislaus mit einiger polnischen Reiterey, bey sich. Schulenburg suchte nach dem Aufbruche von Uniejow, wo er die Brücke über die Warthe zerstört hatte, einen großen Wald zu gewinnen, aber ehe er denselben erreichen konnte, wurde seine wenige Reiterey von der schwedischen gejagt, und er mußte sie an die Spitze seines Zuges nehmen, um sie zuerst durch den Wald und in Sicherheit zu bringen: sodann ließ er alle Zimmerleute und andere Arbeiter, die sich unter den Truppen fanden, zu dem Nachtrabe ordnen, um Bäume zu fällen, Gräben zu ziehen, und Verhaue zu machen, damit die schwedische Reiterey in ihrem unglaublich raschen Nachdringen durch solche Schwierigkeiten in etwas aufgehalten würde. Nachdem er vermittelst dieser Anstalten den Wald ziemlich unbelästigt zurückgelegt, benutzte er gleicherweise die Engwege der nunmehr sumpfigen Gegend zu Durchschnitten und Aufwürfen von Erde, hinter welchen er Grenadiere

aufstellte, die den Feind anfangs durch ihr Gewehrfeuer aufhielten, und bey stärkerem Andrange desselben sich auf die Pferde von eigends dazu bestellten Reitern mit aufschwangen, und von diesen rasch entführt wurden, um nach einigem Zwischenraume dasselbe Spiel zu erneuern. Durch einen angestrengten Marsch wurde auf diese Weise endlich Kalisch erreicht, wo die ermüdeten Truppen die Nacht ruhten, am andern Morgen aber schleunigst wieder aufbrachen, da die Schweden schon nicht mehr fern waren. Ein sächsischer Oberst mit etwa 100 Mann erhielt Befehl, sich in Kalisch so lange zu behaupten, als nöthig sey, um den Feind eine Weile in seiner Verfolgung zu hemmen. Der König von Schweden erschien vor Kalisch, griff den Ort an, und eroberte ihn erst nach hartnäckiger Gegenwehr. Allein ungeachtet dieses Zeitverlustes und aller andern Hindernisse, die Schulenburgs erfindungsreiche Kriegskunde ihm entgegensetzte, war er demselben mit stürmender Eile doch alsbald wieder dicht auf den Fersen. Schulenburg durfte hoffen in der Gegend von Posen sich mit den Truppen zu vereinigen, welche diesen Platz belagerten; Patkul aber hatte auf die Nachricht von den neuen Ereignissen sogleich die Belagerung aufgehoben, und war mit Fußvolk und Geschütz bey Guben über die Oder gegangen, seine treffliche Reiterey, 2000 Pferde stark, sandte er unter dem Befehl des Generals Plötz nach Krakau zu dem Könige. Unterwegs traf Schulenburg auf diese Truppen, und der General Plötz war bereitwillig, sich ihm anzuschließen und den Rückzug nach Sachsen mitzumachen, wenn jener ihm dazu den Befehl ertheilen wollte. Da

Schulenburg hiezu nicht berechtigt war, und auch andere Rücksichten ihm nicht erlaubten, diese Truppen dem Könige vorzuenthalten, so mußte er mit Schmerz diese unvermuthet erschienene Hülfe wieder abziehn, und sich auf die geringen eignen Mittel beschränkt sehen. Der General Plötz entkam glücklich den Schweden, die ihn schon mit Schulenburg zusammen aufzuheben meynten, und dieser blieb nun allein in der unausweichbaren Bedrängniß. Der König von Schweden war abermals ganz in der Nähe, und die Sachsen mußten eiligst aufbrechen. Schulenburg befahl dem General Drost mit dem Fußvolke zwey Stunden vor Tag abzumarschiren, um eine große Ebene, durch welche der Weg führte, zurückzulegen. Er selbst blieb mit den 500 Reitern, die der General Ertz befehligte, zunächst an dem Feinde zurück, um diesen zu beobachten, und dem Fußvolke die nöthige Zeit zu gewinnen. Statt ohne Aufenthalt auf der geraden Straße fortzuziehen, hatte jedoch der General Drost, aus Klugheit, wie er meynte, und um seine guten Wegweiser benutzen zu können, beschwerliche Seitenwege gewählt, und dadurch drey Stunden Zeit verloren. Schulenburg fand die Truppen erst mitten auf der Ebene, die sie längst völlig zurückgelegt haben sollten. Unangegriffen glücklicherweise, aber spät und ermüdet erreichten sie gegen Abend die kleine Stadt Punitz, fünf Meilen von der Oder, wo sie die Nacht ruhig zuzubringen hofften; die 12 Bataillons Moskowiter sollten hier zur Wiedervereinigung schon eingetroffen seyn, aber sie kamen nicht, und Schulenburg sah sich mit Verdruß wenn auch nur des Geschützes beraubt, das sie mit sich führten. Die

Schweden holten indeß die Versäumniß des Tages schnell wieder ein, überfielen den General Ertz, der nicht auf seiner Huth war, sprengten seine Reiter in einem Augenblicke in die Flucht, und kamen fast zugleich mit diesen vor Punitz an. Hier stieg sogleich der Schrecken und die Verwirrung auf's höchste. Schulenburg mußte seine in Gärten und Feldgehegen zerstreuten und aufgelösten Truppen eiligst in's Freye ziehen, und ließ sie rückwärts, in schon vorher ersehener und günstig gedeckter Gegend, eine angemessene Aufstellung nehmen; er selbst eilte vor, um von einer Windmühlenanhöhe die Stärke und Richtung der Schweden zu überschauen; sie ritten schon mit voller Macht im Trabe geradenweges heran; Schulenburg erkannte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sey, sprengte zurück, ließ die Truppen, die nur noch 200 Schritt entfernt von ihrem bestimmten Platze waren, plötzlich Halt machen, und ordnete sie auf der Stelle zum Kampfe, der endlich unter den schlimmsten Umständen unvermeidlich geworden war. Außer der wenigen Reiterey und einigen schlechten polnischen Haufen, die er, ohne auf sie zu rechnen, zu einem Seitenstreiche gegen den Feind schon früher in Versteck gelegt, hatte er nur seine 12 Bataillons Sachsen, die im Ganzen nicht über 3000 Mann betrugen. Er stellte 8 Bataillons in das erste Treffen, einen Trupp Reiter hinter 4 Feldgeschützen in dessen Mitte, und 4 Bataillons in das zweyte Treffen; die noch übrigen Reiter vertheilte er auf beyde Flügel, und einen kleinen Trupp hielt er als Rückhalt abgesondert. Er konnte sich nicht verbergen, unter welch üblen Aussichten er diesmal die Waffen versuchen

mußte. Die Schweden in voller Siegesbahn, eine furchtbare Reiterey, gewohnt alles vor sich niederzustürmen, weit überlegen an Zahl, so wie an Kriegszucht und Tapferkeit, einen König zum Anführer, vor dessen eisernem Muthe noch jeder Feind gewichen war; die Sachsen muthlos durch frühere Niederlagen, auf dem Rückzuge, schon halb durch Schrecken geschlagen, nur Fußvolk, ermattet durch Märsche, mit Entbehrungen ringend. Schulenburg ermahnte jedoch seine Leute standhaft zu seyn, strenge Ordnung zu halten, Schießgewehr und Pike zweckmäßig zu gebrauchen, nur ganz in der Nähe und auf die Köpfe der Pferde zu feuern; in ihrer guten Fassung allein, so mahnte er unaufhörlich, sey die Zuversicht eines guten Ausganges! Die Schweden waren indeß näher herangesprengt, und riefen den Sachsen zu, das Gewehr zu strecken, es solle dann keinem ein Leid geschehen. Schulenburg aber ritt eifrig vor den Truppen einher, und erinnerte sie an ihre bey Thorn treulos behandelten Brüder, die noch jetzt in Schweden in harter Fessel lägen! Da die Sachsen, hiedurch auf einen Augenblick gestärkt, dem Zurufe der Schweden zu entsprechen säumten, so griffen diese nunmehr mit aller Heftigkeit an, und sogleich war die sächsische Reiterey verschwunden und 2 Bataillons Fußvolk in Unordnung; aber dennoch konnten die schwedischen Reiter den gedrängten Wall von Schuß- und Stichwaffen der übrigen Bataillone nicht durchbrechen, ihre Pferde wurden übel zugerichtet, warfen sich zum Theil scheu zurück, und erregten unter ihren eignen Leuten Verwirrung und Flucht. Diesen Augenblick benutzte

Schulenburg, um durch eine Rückwärtsbewegung schnell die Stellung zu gewinnen, die früher nicht zu erreichen gewesen war. Die Sache gelang vollkommen, und alles stand schon wieder in guter Ordnung, als die Schweden mit verdoppelter Heftigkeit zum Angriffe wiederkehrten. Die Sachsen durch den ersten Erfolg ermuthigt, hielten abermals tapfer aus. Um nicht im Rücken gefaßt zu werden, stellte Schulenburg seine Truppen in ein längliches Viereck, dessen Seiten von 4 und von 2 Bataillons gebildet wurden; doch ehe dasselbe geschlossen war, stürzten durch eine Lücke 200 feindliche Reiter hinein, und zahlreichere Haufen sprengten nach; in dem Augenblicke aber schloß sich das Viereck, und jene wurden sämmtlich darin niedergeschossen. Drey furchtbare Angriffe hintereinander wurden in dieser Stellung glücklich abgeschlagen. Schulenburg fürchtete nur, der König von Schweden möchte einen Theil seiner Dragoner absitzen, und zu Fuß angreifen lassen, wo dann ohne Zweifel die Sachsen verloren waren, allein Karls heftige Gemüthsart ließ ihn nicht in eine solche Ueberlegung eingehen, und die Dunkelheit machte diesmal dem Gefecht ein Ende.

Schulenburg wollte in der Nacht mit einigen Zügen Grenadieren gegen die Schweden anrücken, ihre Unordnung zu vermehren, und seinen übrigen Truppen einige Rast zu sichern; als er aber von gefangenen schwedischen Offizieren vernahm, daß der König jeden Augenblick den General Welling mit einer Verstärkung von 4000 Pferden erwarte, gab er jenes Verhaben auf, und gedachte einzig des beschleunigteren Entkommens. Fünf Kanonen, die er noch bey sich führte, denn Eine hatten die Schwe-

den im ersten Angriff erobert, ließ er, da die Fortschaffung unmöglich war, in verschiedene Brunnen werfen; die Lavetten wurden zerstückt, der Schießbedarf verstreut. Auf dem durchsuchten Schlachtfelde dagegen fanden sich fünf schwedische Standarten und zwey Paar Pauken, die mitgenommen wurden. Den Polen und Moskowitern, die sich den Meldungen zufolge ganz in der Nähe befanden, ließ er die nöthigen Weisungen zugehn; sachkundige Offiziere sandte er an die Oder voraus, um den Uebergang an guter Stelle durch was immer für Mittel schleunigst vorzubereiten. Nachdem dies geschehen, setzte er die Truppen in derselben Ordnung, wie sie gefochten, noch während der Nacht in Marsch nach Guhrau, einer kleinen Stadt in Schlesien; aller Lärm und selbst das Tabakrauchen war untersagt; die Schweden wurden in der That nichts gewahr. Unterwegs trat Schulenburg in ein Haus, um seine Wunden verbinden zu lassen; von acht Kugeln, die er bekommen, hatten ihm zwey die Brust gestreift, eine die Hand sehr übel verletzt, die übrigen ihm Hut und Kleider durchlöchert; sein Pferd war durch und durch geschossen. Die Truppen fanden sich durch andauernde Anstrengung und Hunger so sehr ermattet, daß man sie von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde mußte ruhen lassen. Schulenburg selbst eilte dem Zuge mehrmals auf einige hundert Schritte voran, stieg vom Pferde, und ruhte am Boden, bis die Truppen wieder herangekommen. Die Kriegszucht war völlig aufgelöst; ein Oberstlieutenant mit 30 Reitern, den man unterwegs antraf, machte sich, ungeachtet des von dem Feldherrn selbst empfangenen Befehls, auf eigne

Hand davon, und einige Offiziere, die noch beritten waren, mußten als Nachtrab zurückbleiben, um den Feind nicht ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Nachdem die ganze Nacht marschirt worden, erreichte man um acht Uhr Morgens endlich Guhrau. Allein auch hier sollte noch keine Rast gefunden seyn. Die Nachricht, der König von Schweden sey mit seiner gesammten Reiterey kaum noch eine Stunde entfernt, traf zugleich mit der Meldung ein, der Uebergang über die Oder sey möglichst eingerichtet; sogleich brach alles in Eile dahin auf, die Schwierigkeit war, wohlbehalten diesen Ort zu erreichen. Schulenburg mußte einen Theil des Weges, ungeachtet seiner Wunden, zu Fuß zurücklegen, da seine Reitknechte mit den Pferden sich im Gewirre verloren hatten. Die Sachsen mußten über die Parz, einen Bach, der nahebey in die Oder fließt; den Feind schon wieder im Auge habend, zogen sie sich längs des Gehölzes hin, um in Sicherheit die kleine Brücke zu gewinnen, bey welcher der Vortrab der Schweden, den nächsten Weg gradaus nehmend, fast zugleich mit ihnen anlangte, aber durch Flintenschüsse fürerst noch abgewehrt wurde. Endlich kam Schulenburg an den Uebergangsort selbst, ein großes Dorf mit Hecken und Gräben, zur Rechten eine Windmühle auf einer Anhöhe, die mit Grenadieren besetzt wurde, zur Linken ein Morast. Ein Müller, dessen Mühle an der Oder lag, bot hülfreiche Hand, um durch Fahrzeuge und Flößholz eine schmale Brücke zu Stande zu bringen; der Abend war indeß herangekommen, und einen Theil der Nacht hindurch gingen die Truppen einzeln in aller Stille über den Fluß; kaum

war dies vollbracht, so wurde die Brücke wieder zerstört, und Schulenburg selbst fuhr der Letzte in einem Nachen hinüber. Der König von Schweden, überzeugt, daß die Sachsen, nunmehr zwischen Parz und Oder eingeschlossen, ihm nicht mehr entgehn könnten, hatte inzwischen, wider seine Gewohnheit und alles Verhoffen, seinen Truppen einige Ruhe gewährt, und sich selbst dem Schlaf ergeben, der ihn, nach langem Versagen, dann fest und andauernd zu befallen pflegte. Zwey Bauern, die sich als Kundschafter gebrauchen ließen, berichteten in der Nacht, der König schlafe ganz in der Nähe des Ufers, abgesondert von seinen Truppen, nur von sechs Leibwächtern umgeben, die gleichfalls in Schlaf gesunken seyen. Schulenburg, unermüdet im Geiste, wollte auf das jenseitige Ufer zurückkehren, und den König aufheben; er dachte an der Spitze ausgewählter Mannschaft in Person den kühnen Streich auszuführen: allein der Mangel an tauglichen Fahrzeugen und die allgemeine Ermüdung nöthigten ihn von dem, wenn es geglückt wäre, folgekräftigen Unternehmen abzustehn. Nach vierstündiger Ruhe setzte er seinen Marsch nach Sachsen fort, wo er in langsamen Tagemärschen mit allen Truppen zur allgemeinen Verwunderung glücklich eintraf, nachdem der General Ertz, der mit seiner Reiterey gleich im Beginne des Treffens davongeritten war, überall das Gerücht von Schulenburgs Niederlage und Untergang verbreitet hatte. Karl XII. ging nicht über die Oder; die Verletzung des schlesischen, damals kaiserlichen, Gebietes hätte ihn nicht abgehalten, aber seine Generale stellten ihm ernstlich vor, daß seine Reiterey durch die

ungeheuren Märsche zu Grunde gerichtet und nicht mehr im Stande sey, den Feind ferner einzuholen und anzugreifen, diese Absicht sey als mißglückt zu betrachten, die Sachsen hätten Unerhörtes ausgestanden, und es sey großmüthig und sogar christlich, die armen Leute nun in Ruhe heimziehen zu lassen. Karl ergab sich diesen Gründen und bekannte, daß diesmal Schulenburg den Vortheil über ihn davon getragen. Einen Offizier, den dieser an ihn wegen Bestattung der Todten sandte, nahm er ehrenvoll auf, und sagte, man dürfe sehr zufrieden seyn, einen Kampf, wie diesen, so glücklich und ruhmvoll geendigt zu haben, die Gebliebenen aber werde er auf der Wahlstatt beerdigen lassen, wie er auch für sich selbst, wenn das Loos ihn getroffen, schon angeordnet gehabt, denn kein anderes Ehrenbette könne schöner seyn!

Diese Ereignisse waren am 7. und 8. November vorgefallen. Die Sachsen verloren von Warschau bis an die Oder gegen 500 Mann; die Versprengten fanden sich größtentheils wieder ein. Der schwedische Verlust betrug in diesen letzten Gefechten über 600 Mann und eben so viele Pferde; die Reiterey brauchte längere Zeit, um von diesem Verfolgungszuge sich wieder zu erholen. Schulenburg berichtete umständlich den Hergang dieser merkwürdigen Kriegsthat an den König August; auch schrieb er nach Breslau und Wien, um seinen unangekündigten Durchzug durch Schlesien zu entschuldigen, wo er jedoch strenge Ordnung hatte halten und alle Bedürfnisse baar bezahlen lassen. Dem Prinzen Eugen von Savoyen, mit welchem er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben, gab er gleicherweise

von dem Vorgefallenen Nachricht, welche diesen grade bey der Belagerung von Landau traf. Schulenburgs Ruhm verbreitete sich durch alle Lande. Den König von Schweden persönlich hatte noch kein Feldherr ungestraft mit gleichen Waffen zu bestehn gewagt, mit geringeren dies ohne Niederlage vollführt zu haben, sah einem Wunder ähnlich. Der König August erließ ein Schreiben an Schulenburg voll der schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, ernannte ihn zum General der Infanterie und zum Obersten der Garde zu Fuß, mit dem Ersuchen, diese Würden einstweilen anzunehmen, bis der König, der jetzt wenig anzubieten habe, späterhin sich im Stande sähe, ihn besser noch zu belohnen. Der König hoffte durch den höheren Rang ihm zugleich den Eintritt in andre Kriegsdienste zu erschweren; denn Schulenburg blieb stets des früheren Vorhabens eingedenk, und wiederhohlte von Zeit zu Zeit dringender sein Abschiedsgesuch; ihm wurde ein Jahr lang der Gehalt seiner neuen Würde ausgezahlt, während er sich noch immer weigerte sie selbst anzunehmen. Die polnisch-sächsischen Angelegenheiten befanden sich in der That in einem trostlosen Zustande, und gewährten keine Aussicht zu einer freudigen und erfolgreichen Thätigkeit. Das Kriegswesen gerieth, ungeachtet aller Bemühung, die darauf ernsthaft von Untergebenen, aber nur scheinbar von obenher verwendet wurde, in immer größeren Verfall; nirgends war Einheit, Ordnung und Plan. Der Hof lebte in den Genüssen des Tages, und ließ in Sorglosigkeit untergehen, was er nicht durch Ränke der Gunst und Laune noch entschiedener zu Grunde richtete.

Schulenburg ließ sich am Ende dennoch überreden, in diesen Verhältnissen ferner auszuharren, wobey mehr als die schmeichelnde Hofgunst die Betrachtung wirkte, daß sein Weggehn dem Ganzen die letzte Stütze rauben würde, durch die es noch einigermaßen zu bestehen schien. Die nachfolgenden Ereignisse waren aber von der Art, daß er seine Nachgiebigkeit bitter bereuen mußte.

Während des Jahres 1705 hielt Schulenburg sich größtentheils in Sachsen auf, wo er mit Bildung eines neuen Heeres hinreichend beschäftigt war. Die Angelegenheiten von Polen, und selbst die Lage von Sachsen, wo man einen feindlichen Einbruch des Königs von Schweden fürchtete, geboten ungemeine Anstrengung. Die Truppen wurden so viel als möglich in Stand gesetzt, und nachdem sie bey Torgau eine Zeitlang in Uebungen zugebracht, rückten sie endlich 18,000 Mann stark an die Oder vor, wo sie bey Guben ein Lager bezogen. Schulenburg begab sich von Dresden, wo er zuletzt krank gelegen, noch nicht ganz hergestellt nach Guben, und erkrankte bald auf's neue. Hier besuchte ihn der König August zu mehrerenmahlen, und unterhielt sich gern mit ihm; die erneuerte Bitte um Entlassung wurde wie früher beseitigt. Der eintretende strenge Winter nöthigte jedoch bald wieder zur Aufhebung des Lagers, und die Truppen bezogen in Sachsen Winterquartiere. Der König reiste von Guben mit einiger Bedeckung nach Grodno, wo der Czar Peter an der Spitze beträchtlicher Heeresmacht seiner wartete; er ließ dahin von Krakau auch seine Garden und einige Reiterey kommen, wobey der Bruder unsres Schulenburg sich als Generalmajor

befand. In Sachsen selbst ergaben sich inzwischen bedenkliche Verhältnisse; nicht bloß von Seiten der Schweden drohte Gefahr, auch im Innern hatte man einen Feind zu fürchten. Der Liefländer Patkul, früher General in Diensten des Königs von Polen, und jetzt bey demselben Gesandter des Czars und zugleich Befehlshaber der moskowitischen Hülfstruppen, die Schulenburg auf dem Zuge von der Weichsel nach Sachsen glücklich mit durchgebracht hatte, glaubte Ursache zu haben, den König August zu befeinden, und knüpfte im Nahmen des Czars mit den Höfen von Berlin und Wien gegen jenen solche Verhandlungen an, daß den sächsischen Ministern, als sie dieselben entdeckten, die äußerste Besorgniß daraus erwuchs. Die Gegenwart der moskowitischen Truppen gab den Anschlägen Patkuls ein gefährliches Werkzeug, das ihnen jeden Augenblick zur Ausführung verhelfen konnte; man glaubte daher ohne Säumen einen Entschluß nehmen zu müssen. Die Minister hielten eine Berathung, zu welcher auch Schulenburg, als Befehlshaber der Truppen in Sachsen, so wie andre angesehene Generale, gezogen wurden. Alle waren unsicher und zaghaft, bis auf Schulenburg, der allein auf Ergreifung entschiedener und rascher Maßregeln drang, zu denen die Lage der Dinge hinreichende Vollmacht sey, und so erhielt er selbst von der Versammlung den Befehl zur Verhaftung Patkuls, den er sogleich in aller Stille aufheben und nach Königstein in Gewahrsam bringen ließ. Die Sache erregte vielfaches Aufsehen und großen Unwillen, sowohl in Sachsen selbst, wo Patkul bedeutende Verbindungen hatte, als bey den Höfen von Berlin und Wien, beson=

ders aber bey dem Czar, der über diese Verletzung des Völkerrechts anfangs die heftigste Beschwerde führte, späterhin jedoch, — ob in Wahrheit oder zum Schein, ist ungewiß, — den Vorgang durch die Beweise, die sich gegen Patkul aus dessen Papieren ergeben sollten, als hinlänglich gerechtfertigt annahm. Schulenburg spricht von Patkuls Verrätherey als einer unzweifelhaften Sache; möglich allerdings, daß er ohne Vollmacht gehandelt, aber wahrscheinlicher ist freylich das Gegentheil; es scheint, derselbe habe die geheimen Betreibungen der sächsischen Minister zu einem besonderen Frieden mit dem Könige von Schweden, wobey der Czar seinem Schicksal überlassen bleiben sollte, durch nicht minder listige Einleitungen zu einem besonderen Frieden für diesen, wobey Sachsen das Opfer werden sollte, zu überbieten gesucht; ein Wetteifer, in welchem freylich, bey statthabender Entdeckung, der zuerst an Tag gezogene Unterhändler erliegen, und die schwersten Folgen eines wenn auch verstellten Zornes auf sich nehmen mußte! Als der König August späterhin von Grodno nach Dresden zurückgekommen war, billigte er das Verfügte, und Patkul, den der Czar nicht mehr zurückforderte, blieb in sächsischem Verhaft, unglücklicherweise so lange, bis der unversöhnliche Haß Karls XII. ihn zu grausamem Todeslose ausgeliefert erhielt.

Unterdessen hatten üble Nachrichten aus dem Innern seines Reiches den Czar aus dem Lager von Grodno schleunigst abgerufen, und der König August verließ nun gleichfalls diesen Ort, und ging mit einem Theile der Truppen nach Warschau. Von hieraus schrieb er an Schulenburg wiederhohlt die

dringendsten Mahnungen, die in Sachsen befindlichen Truppen aus den Winterquartieren zu ziehen, und ungeachtet der heftigen Kälte, welche die Elbe und Oder mit starker Eisdecke überzogen hatte, sofort nach Polen vorzurücken, um daselbst den schwedischen General Rehnschöld, der mit einigem Kriegsvolk in Großpolen stand, während Karl XII. in Litthauen Winterquartiere hielt, unvermuthet anzugreifen und zu schlagen. Dieser Auftrag hatte große Schwierigkeiten. Die sächsischen Truppen, der Zahl nach beträchtlich genug, waren übel zusammengesetzt; das Fußvolk bestand aus 15 Bataillons größtentheils neuausgehobener Leute, aus 4 Bataillons der bey Höchstädt gefangen genommenen Franzosen und Schweizer, die sammt ihren Offizieren gleich wieder Dienste genommen hatten, und aus 10 Bataillons Moskowitern, deren schon mehrmals Erwähnung gethan worden; die Reiterey war 40 Schwadronen stark, alles zusammen 18,000 Mann. Aber Kriegszucht, Muth und Tüchtigkeit wurden gänzlich vermißt, niemand that seine Pflicht, alle Ordnung und aller Gehorsam fehlte, Schulenburg, der dieselben mit fester Strenge handhaben wollte, wurde dafür bitter gehaßt und getadelt. Der Feldmarschall Steinau hatte zwar den sächsischen Dienst endlich verlassen, aber unter Generalen und Offizieren behielt er viele Anhänger, die sich bey seiner Weise gut befunden hatten; es gab eine Menge Partheyungen und Ränke, die sich einander leidenschaftlich bekämpften, wobey zuletzt immer der Dienst den größten Schaden litt. Die sächsischen Soldaten, Neulinge vor dem Feinde, zitterten bey dem bloßen Anblick der Schweden, und viele Generale und Offiziere theilten diese

Stimmung. Einen solchen Heerhaufen, der nur darauf zu warten schien, daß er eine Gelegenheit fände sich aufzulösen, inmitten des strengsten Winters unter den größten Entbehrungen dem kriegsmuthigen abgehärteten Feind entgegenführen, hieß sich der Vernichtung aussetzen. Schulenburg schrieb dies alles dem Könige, dem der Zustand ohnehin schon genug bekannt war, und beschwor ihn, nicht solchergestalt das Unglück herauszufordern; er legte ihm zugleich andre Plane vor, die sich mit besserer Zuversicht befolgen ließen; er drang vor allen Dingen auf Vereinigung der gesammten Streitkräfte, deren bester Theil bey dem Könige war; oder wünschte wenigstens das Frühjahr abzuwarten. Doch der König verwarf diese Vorstellungen, und wiederhohlte die ertheilten Befehle; ja er schrieb nebenher einen besonderen Brief an Schulenburg, worin er diesen persönlich nochmals ermahnte, nicht länger zu säumen, sondern nur eiligst nach Polen vorzurücken und den General Rehnschöld, der nur wenige und schlechte Truppen habe, aufzureiben, der Augenblick sey günstig, der Erfolg unzweifelhaft. So träumte man im Hoflager, und täuschte sich nach Belieben über die feindliche wie über die eigne Stärke. Es war eine List von Rehnschöld, daß er sein Kriegsvolk überall für sehr gering angeben ließ; Schulenburg aber, der vielfache und genaue Kundschaft einzog, hatte bald erfahren, daß die Schweden 40 Schwadronen Reiter und 12 Bataillons Fußvolk, im Ganzen gegen 11,000 Mann zählten größtentheils alte versuchte Truppen. Freylich waren die Sachsen an Fußvolk beynahe doppelt so stark, und mit vielem Geschütz versehn,

welches jenen ganz abging; allein an Reiterey hatten die Schweden die Ueberzahl. Zu den Ermahnungen und Befehlen des Königs kam noch die Erklärung der sächsischen Regierungsbehörde, daß sie die Truppen nur noch wenige Tage verpflegen könne, nach deren Ablaufe weder Geld noch Brod ferner zu erwarten stände. Gedrängt von allen Seiten, aber unter den schlimmsten Vorgefühlen und mit äußerstem Widerstreben, führte Schulenburg endlich die sächsische Heeresmacht, die er bey Sabor zusammengezogen hatte, über die Oder, und lagerte in dem durchschnittenen Ufergelände drey Stunden von Fraustadt, wo sich der Feind schon zeigte. Noch immer hätte er diesen, trotz der bestimmten Befehle, zu vermeiden gewünscht, um die Truppen erst nach und nach zum Felddienste zu gewöhnen, wäre nur auf irgend eine Weise für den Lebensunterhalt Rath zu schaffen gewesen; allein es blieb kein Ausweg, als gradaus vorzurücken, und die Schweden mit Gewalt aus Fraustadt und Lissa zu vertreiben, wo man Zufuhr aus der Gegend zu hoffen hatte. Die zum Kriegsrathe berufenen Generale und Obersten wußten sämmtlich keinen besseren Vorschlag, nach ihren Worten durfte man überdies den Feind schon besiegt glauben, so zuversichtlich rühmten sie sich der großen Ueberlegenheit. Der General Wustromirsky, der die Moskowiter befehligte, denen man eine Anzahl deutscher Offiziere beygegeben hatte, versicherte, diese Truppen seyen jetzt ganz andre geworden, und bloß mit ihnen wolle er die Schweden schlagen. Aehnlicher Betheurungen vermaßen sich andre Generale, und jede Besorgniß galt beynahe als Feigheit.

Schulenburg beschloß nun, obwohl schweres Herzens, den Feind anzugreifen. Der General Rehnschöld hatte sich etwas zurückgezogen, aber in der Absicht, wie die von Reiterpartheyen eingebrachten Gefangenen aussagten, am folgenden Tage zum Angriff gegen die Sachsen wieder vorzurücken. Schulenburg traf demnach die sorgfältigsten Anstalten, gab die umständlichsten Befehle, ordnete alles selbst an, und schärfte wiederholt den Generalen, Offizieren und Gemeinen die genauesten Vorschriften für alle die Fälle ein, die sich vorauszusehenderweise ereignen konnten. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, er nahm Bedacht auf jedes Erforderniß, keinen Umstand wollte er dem Zufall überlassen. Das Fußvolk sollte zu drey Mann hoch gestellt werden, die Reiterey zu zweyen; die Staabsoffiziere der Fußvölker sollten während des Gefechtes zu Pferde bleiben, um jeder entstehenden Unordnung persönlich desto schneller abzuhelfen. Die größte Ordnung und Stille wurde anbefohlen, die Aufsparung des Feuers bis zur Annäherung auf 60 Schritt. Die Aufstellung der spanischen Reiter wurde bestimmt; sie sollten noch insbesondere durch aufgestellte Schützen, hauptsächlich die Offiziere des Feindes bezielend, vertheidigt werden. Die Reiterey sollte gar nicht schießen, sondern gleich mit dem Degen in der Faust angreifen. Jeder Einzelne, wie jede Truppe, sollte trachten die andern durch Beyspiel und Aufsicht zu ermuthigen; bey Todesstrafe wurden feige Reden untersagt. Wenn Unordnung in einem Bataillon oder in einer Schwadron entstünde, sollten die nebenstehenden sich nicht daran kehren, sondern nur selbst ihrer Schuldigkeit einge-

denk seyn; Verlust des Lebens und der Ehre wurde auf das Verlassen des Schlachtfeldes gesetzt, zugleich aber durch ausgestellte Rückwachten dafür gesorgt, daß die Weichenden wieder zum Standhalten gebracht würden. Die Bestimmung der Geschütz- und Gewehrladungen wurde für eintretende Fälle verschieden angeordnet, und den Offizieren besonders anempfohlen. Nachdem diese und andere Vorschriften ertheilt waren, rückte man in guter Ordnung vor, und kam Abends bis dicht vor Fraustadt. Es war mitten im strengsten Winter, und alle erdenkliche Sorgfalt nöthig, um die Menschen und Pferde gegen die heftige Kälte zu schützen, die Wachen wurden häufig gewechselt, die Patrouillen mußten die ganze Nacht in Bewegung bleiben. Noch vor Tage erhielt Schulenburg Nachricht von dem Anrücken der Schweden, und wählte schnell eine gute Stellung zwischen zweyen Dörfern. Röhrsdorf, zur linken Seite, war von sieben- bis achtfachen Hecken und Zäunen umgeben, und bot eine treffliche Vertheidigung dar; 2 Bataillons besetzten dasselbe und gleiches geschah mit Jägersdorf, das zur rechten Seite lag; die Reiterey bildete beyde Flügel, zum Theil durch Hohlwege und glattgefrorne Teiche gedeckt; den linken Flügel befehligte der General Dünewald, den rechten der General Lützelburg, beyde zusammen der General Plötz, der sich jedoch mehr zu dem rechten halten sollte, weil der linke ohnehin völlig gesichert schien. Den Zwischenraum beyder Dörfer füllte das Fußvolk in vertiefter Linie aus; die besten sächsischen Bataillons, die bey Punitz mit gefochten, wurden in das erste Treffen rechts gestellt, dann von 2 Bataillons ein Haken gebildet,

um die links angereihten Moskowiter, welche etwas zurückstanden, besser zu unterstützen. Das zweyte Treffen war nach Verhältniß aus den gleichen Truppengattungen gebildet. Die ganze Linie war mit 32 Kanonen und 44 Granatenmörsern besetzt, ferner mit spanischen Reitern, die, mit Eisenspitzen und scharfen Messern beschlagen und durch Ketten verbunden, vorzüglich den Moskowitern als starke Brustwehr bestimmt waren. In Betreff dieser Truppen wurde noch eine besondere Maßregel genommen. Sie galten für den unzuverlässigsten Theil des Ganzen, und es war zu befürchten, daß der Oberst Görtz, der sie ehemahls befehligte, jetzt aber als Ueberläufer bey den Schweden diente, sie sogleich erkennen, und die ganze Stärke des schwedischen Angriffs auf sie lenken würde. Die Sachsen trugen damals rothe Röcke, die Moskowiter weiße mit rothem Unterfutter; Schulenburg ließ daher letztere ihre Röcke umwenden, und das Futter herauskehren, damit sie gleich den Sachsen rothbekleidet erschienen; um nicht durch die Fahnen kenntlich zu werden, sollten diese im Beginn des Treffens gesenkt bleiben. Zum Rückhalt waren die nöthigen Truppen schicklich angeordnet; für Sicherung des Gepäckes hinlänglich gesorgt. In dieser Verfassung konnte man selbst einer Uebermacht des Feindes mit allem Erfolge Trotz bieten, niemals befanden sich Truppen vortheilhafter und sicherer, angemessener und sorgfältiger aufgestellt. Schulenburg beritt die ganze Schlachtordnung, wiederholte alle Vorschriften und Ermahnungen, zeigte die Gewißheit des Sieges, wenn man ihn nur ernstlich wolle, verhieß den Tapfern Beloh-

nung und Strafe den Feigen. Leider jedoch fand er schon jetzt mehrere Offiziere und selbst Generale nicht mehr des muthigen Sinnes, mit dem sie im Kriegsrathe geredet; er schalt ihre Niedergeschlagenheit, und hielt ihnen vor, daß hier selbst Weiber es mit dem Feinde aufnehmen könnten, so lange sie nur dem Schrecken nicht Raum gäben. Er befahl noch, die Truppen in unaufhörlicher Bewegung und bis zum Augenblicke des Gefechts in allerley Kriegsübung zu erhalten, gab das Losungswort: »Gott mit uns!« und ritt sodann zu seinem Generalstabe, der vorwärts Röhrsdorf nach dem Feinde hin bey einer Windmühle hielt, wo man die ganze Gegend überschaute. Die Schweden rückten in einer einzigen Linie heran, deren Mitte aus 12 Bataillons Fußvolk, untermischt mit vielen Schwadronen Reiterey, die beyden Flügel aus der gleichgetheilten übrigen Reiterey bestanden. Das Erdreich neigte sich von ihrer Seite abwärts, und gab dadurch dem Vordringen beschleunigten Ungestüm. Schulenburg ertheilte seine letzten Befehle, sprengte zu seinen Truppen zurück, und ließ der ganzen Linie nochmals kund thun, durch eine bloß viertelstündige Ausdauer werde der Sieg errungen seyn. Zu seinem Erstaunen fand er den General Dünewald mit der Reiterey des linken Flügels schon jetzt nicht mehr auf der angewiesenen Stelle, sondern aus zaghafter Verlegenheit hinter das Fußvolk zurückgewichen; er führte ihn wieder vor, und ermahnte den Obersten; hierauf besichtigte er noch den rechten Flügel, und begab sich sodann zu dem Fußvolk, wo er für das Treffen seinen Stand erwählt hatte.

Die Schweden griffen an. Der General Rehnschöld stürmte zuerst mit 8 Schwadronen gegen Röhrsdorf und den linken Flügel der Sachsen heran. Sogleich ergriff General Dünewald die Flucht mit seiner ganzen Reiterey, die den Feind kaum recht erblickt hatte; Rehnschöld verfolgte sie heftig zwey Stunden weit, ohne sich um die übrigen Truppen zu kümmern. Gegen den rechten Flügel der Sachsen drangen die Schweden gleichfalls 8 Schwadronen stark heran; der glatte Spiegel der gefrornen Teiche machte sie stutzen, aber nur einen Augenblick; sie saßen ab, führten ihre Pferde an der Hand hinüber, stiegen wieder auf, und stürmten ohne Besinnen auf 20 sächsische Schwadronen los, die jenem Uebergange ruhig zugesehn hatten, und jetzt mit verhängtem Zügel davonjagten. Das schwedische Fußvolk, mit Reiterey vermischt, griff herzhaft die Mittellinie an, drang, wiewohl nicht ohne Verlust, durch die spanischen Reiter, und warf sich zuerst auf die Moskowiter, die, nach einmaligem verlornen Losschießen, die Gewehre wegwarfen und ihr Heil im Weiten suchten. Einige sächsische Bataillons thaten anfangs gute Gegenwehr, und warfen den Feind sogar zurück, aber nach wenig Augenblicken wurde die Flucht allgemein; Abtheilungen, die durch Zahl und Stellung der ganzen feindlichen Macht gewachsen waren, Fußvolk, Reiter, Artilleristen, alles floh noch ehe das Gefecht sie erreichte. Junge geputzte Offiziere flohen zuerst; andre, welche die Ordnung herstellen wollten, wurden von ihren eignen Leuten erschossen. Schulenburg in Verzweiflung suchte vergebens Einhalt zu thun; an der Spitze der 4 Bataillons Fran=

zosen und Schweizer wollte er eine vereinzelte schwedische Abtheilung zurücktreiben, doch jene waren nicht von der Stelle zu bringen, sie blieben eine Weile unbeweglich stehn, bis endlich die Mehrzahl die Gewehre wegwarf und zu den Schweden überlief. Noch hatten die Sachsen kaum 500 Todte und Verwundete, die Schweden waren überall aufgelöst, und wenige Truppen konnten hinreichen, das Schicksal des Tages zu wenden. Während Schulenburg im Getümmel ermahnend und scheltend angestrengt seine ganze Kraft aufbot, traf ihn eine Kugel gegen den Hüftknochen, deren heftiger Schlag, obwohl durch Mantel und Pelz geschwächt, ihn beynahe vom Pferde warf; er nahm sich indeß zusammen, verhehlte Wunde und Schmerz, und suchte mit 11 Bataillons und 3 Schwadronen, die noch nicht alle Fassung verloren hatten, einen geordneten Rückzug gegen Fraustadt zu machen. Er wiederholte sein kraftvolles Zureden, zeigte die Gewißheit der Rettung, und gelobte alle glücklich heimzuführen, wenn sie nur einige Haltung behaupten und seinen Befehlen genau gehorchen wollten. Aber kaum zeigten sich 2 schwedische Schwadronen, die noch ziemlich von fern aber geradesweges im Trabe herankamen, so floh die noch übrige sächsische Reiterey, das Fußvolk warf die Waffen weg, und drängte sich verwirrt in einen Klumpen zusammen, der sein Geschick wehrlos erwartete. Schulenburg befand sich anfangs mitten darin, nicht ohne Mühe wickelte er sich aus dem Gewirr hervor, und verließ, da nirgends mehr ein Halt zu erblicken war, von einem Fähndrich und einem Reitknechte begleitet, das grauelhafte Schlachtfeld. Vier schwedische

Reiter verfolgten ihn; er wandte sich, und schoß den nächsten, eben im Begriffe ihn von hinten zu durchstechen, mit der Pistole vom Pferde, und setzte dann seinen Weg ungestört fort. Alles Geschütz, alle Fahnen und alles Gepäck ging verloren. Die Schweden fanden auf dem Wahlplatze 6000 noch geladene Gewehre. Von den Sachsen entkamen viele durch die frühe Flucht glücklich über die Oder, von den Moskowitern wenige; sie wurden nach schon beendigtem Gefechte, gleich geduldigen Schafen, von den Schweden grausam niedergemacht. Ein panischer Schrecken hatte gleich anfangs die ganze sächsische Linie ergriffen, Geist und Muth waren außerdem durch die furchtbare Kälte betäubt. Einzelne Züge von Heldenmuth fehlten zwar nicht, sie blieben aber, wie gewöhnlich bey solch allgemeiner Niederlage, unwirksam und ungerechnet. Die Schweden hatten gesiegt, weniger durch eignes Verdienst der Tapferkeit, als durch Feigheit, Schwäche und vielleicht sogar Bosheit, welche auf Seiten der Gegner waren. Die Sachsen verloren gegen 9000 Mann, die verwundet oder todt auf dem Platze blieben; was noch übrig war, befand sich auf der Flucht aufgelöst und versprengt. Der Verlust der Schweden betrug kaum 1000 Mann. Solchen Ausgang nahm dieses Treffen, von dem Schulenburg mit Recht schreiben konnte: »Aller Vortheil war auf unsrer Seite, nur der göttliche Beystand war entzogen.«

Der König August, der inzwischen von Warschau mit seinen Truppen aufgebrochen war, stand nur 15 Meilen entfernt, als dieses Treffen am 13. Februar 1706 bey Fraustadt vorfiel; auch der Ge-

neral Brause war mit einiger Reiterey von Krakau über Petrikau vorgerückt; alles zu spät und ohne Nutzen! Schulenburg ging über die Oder, und sammelte die Trümmer seiner Truppen in Sabor. Er schrieb von hier einen ausführlichen Bericht über das Vorgefallene an den König, mit großer Mäßigung, ohne Jemanden nahmentlich anzuklagen, doch voll tiefes Schmerzes über das erlittene Mißgeschick; die Reiterey, sagte er darin unter andern, habe gleich Anfangs zu einem scharfen Gefechte wenig Belieben erwiesen, sie und das Fußvolk habe weder Herz noch Hand gebrauchen wollen, er wünschte, daß mit Aufopferung seines Lebens solches Unglück zu verhüten gestanden. Doch versagte er sich nicht, dem Könige selbst vorzuhalten, wie wenig derselbe von dem Erlittenen überrascht seyn könne, da ihm die Beschaffenheit seiner Truppen längst bekannt gewesen; er erinnerte an alles, was er früher in seinen Briefen gegen die erhaltenen Befehle eingewendet, an die Klagen, die er geführt, und deren Grund dennoch stets unverändert geblieben, so daß bloß die Einsicht, wie alles Bemühn hier unnütz und vergeblich seyn müsse, ihn so oft habe bewegen dürfen, um seine Entlassung zu bitten. Hierauf begab sich Schulenburg nach Dresden, wo er alles in der größten Bestürzung fand. Er suchte die Minister des Königs in etwas zu beruhigen, traf die nöthigsten Anstalten zur ersten Unterkunft der geretteten Truppen, und reisete dann zum Könige, der sich indeß nach Krakau wieder zurückgezogen hatte. Der König empfing ihn sehr gnädig, und sagte unter andern, er wisse selbst aus Erfahrung, wie wenig er sich auf seine

Truppen verlassen könne. In dem Kriegsgerichte, welches mit Untersuchung des ganzen Vorganges beauftragt wurde, sollte Schulenburg den Vorsitz führen, er bat aber den König, ihn solcher Ehre zu überheben, da er in diese Angelegenheit persönlich zu sehr verflochten sey, als daß er hoffen dürfe, seine Unparteylichkeit in den Augen der Welt vollkommen zu behaupten. Der Vorsitz wurde darauf dem Gouverneur von Dresden, Grafen von Zinzendorf, übertragen, der zu Schulenburgs entschiedenen Gegnern gerechnet wurde. Man schmiedete allerley Ränke, um die Schuld, welche man durch keine Bemühung auf den Oberbefehlshaber bringen konnte, — so klar und stark sprachen alle Thatsachen und Zeugnisse, — doch wenigstens von denen abzuwälzen, auf welchen sie in Wahrheit haftete. Schulenburg verhielt sich während der ganzen Untersuchung höchst gelassen und gleichgültig, und that keinerley Schritte, weder zu seiner eignen Rechtfertigung, noch zur Anklage Anderer. Die allgemeine Stimme hatte ihn längst von jedem Vorwurfe freygesprochen, und sein Kriegsruhm wurde durch das Treffen bey Fraustadt so wenig geschmälert, daß derselbe vielmehr nur um so ehrenvoller sich ausbreitete, je nachdem seine getroffenen Anstalten und sein persönlich tapferes Benehmen allgemeiner bekannt wurden. Der König, unzufrieden mit dem unredlichen Gange der Untersuchung, durch welche mit schaamloser Frechheit die strafbarsten Leute, sobald nur einige Hofgunst sie stützte, freygesprochen, dagegen minder strafbare, aber schutzlose, zu den grausamsten Strafen verurtheilt wurden, verwarf die Aussprüche des Kriegsgerichts,

und erklärte, er sehe nur allzusehr aus allen Ergebnissen, wie wahrhaft Schulenburg ihm den Zusammenhang der Sache berichtet habe, die Truppen hätten freylich ihre Schuldigkeit nicht gethan, aber mehrere Generale und Offiziere noch weit weniger, und die Feigheit der Anführer habe die der Truppen zur Folge gehabt. Eine neue Untersuchung fand aber nicht Statt; einige Soldaten, die zuerst feldflüchtig geworden, wurden des Beyspiels wegen gerädert, einige andre gehangen, und drey Offiziere schimpflich weggejagt; im Uebrigen blieb alles beym Alten.

Schulenburg führte während des andauernden Aufenhaltes, den der König August in Polen genommen, nach wie vor den Oberbefehl über die Truppen in Sachsen, deren Herstellung er unabläßsig aus allen Kräften betrieb, obwohl der Erfolg keineswegs seinem Eifer entsprach, denn die Minister erklärten sich außer Stand, die nöthigen Hülfsmittel herbeyzuschaffen. Dieser traurige Oberbefehl konnte gleichwohl den Neid des Generals Grafen von Flemming erregen, der von Berlin, wo er Gesandter des Königs war, an den Hof nach Polen reiste, um die Umstände, die er sich günstig glaubte, gegen Schulenburg zu benutzen. Flemming hatte mit ihm früherhin einen Zweykampf gehabt, worin Schulenburg, stets großmüthig in fremden Vortheil willigend, unbegleitet den zahlreich begleiteten Gegner bestanden hatte, der ihm von daher nur um so tieferen Haß nachtrug. Er kehrte jedoch aus Polen diesmal unverrichteter Sache zurück, und Schulenburg behielt die Führung der Kriegssachen. Inzwischen traf gegen Ende Au-

gusts 1706 in Dresden die Nachricht ein, daß Karl XII. über die Weichsel gegangen, in Großpolen den General Rehnschöld an sich gezogen habe, und gradesweges auf Sachsen losgehe. Der König von Schweden war der unaufhörlichen Hin- und Herzüge in dem weitläuftigen und zerrütteten Polen, durch die nichts zur Entscheidung kam, endlich überdrüssig, und wollte diese, trotz alles Widerrathens seiner Generale, nun auf dem kürzesten Wege dadurch herbeyzwingen, daß er den Krieg unmittelbar in die Erbstaaten seines Gegners hineinspielte. Hier gerieth sogleich alles in die äußerste Bestürzung; niemand wußte irgend Rath in dieser furchtbaren Bedrängniß; die geängsteten Minister beriethen sich jeden Tag mit Schulenburg. Allein die Lage der Dinge gestattete auch diesem wenig mehr auszurichten. Wohl waren alsbald einige Bataillons Fußvolk in nothdürftigen Stand gesetzt, die Reiterey dagegen war in solcher Eile nicht herzustellen; die Aushebung von Mannschaft konnte nicht ohne Schwierigkeit geschehn, frühere Anwerbungen von Hamburg her waren schon zu dem Könige nach Polen abgegangen. An kräftigen Widerstand gegen Karl XII. war bey den geringen Mitteln nicht zu denken; die Minister entschlossen sich, bey dem Könige von Schweden für Sachsen um Frieden anzuhalten. Der Kammerpräsident Imhof und der geheime Referendair Pfingsten wurden nach Bauzen gesandt, um von dort aus mit dem Könige, der schon über die Oder gegangen war, Unterhandlungen anzuknüpfen. Schulenburg folgte ihnen dahin mit einigen Truppen, um die weiteren Bewegungen des Feindes wenigstens zu beobachten.

Er sandte den Obersten Jordan mit 500 Reitern gegen Görlitz vor, mit dem gemessenen Befehl, immer auf seiner Huth zu seyn und sich in kein Gefecht einzulassen; die Schweden überfielen ihn dennoch, seine Mannschaft wurde auseinander gesprengt, er selbst büßte seine Unaufmerksamkeit mit dem Leben. Dieser Vorgang, den das Gerücht sehr vergrößerte, erfüllte die sächsischen Truppen neuerdings mit Schrecken, und der Gedanke, auch nur den Anblick der Schweden im freyen Felde zu bestehn, mußte gänzlich schwinden. Die aus Polen eingehenden Willensmeinungen des Königs, die Rathschläge der Minister und Schulenburgs eigne Ansicht der Dinge ließen keinen andern Entschluß mehr übrig, als ein möglichst vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde zu treffen, bis dahin aber einige feste Plätze zu bewahren, und die übrigen Truppen in Sicherheit zu bringen. Zur Besatzung von Dresden, von Königstein und Sonnenstein blieben demnach 4000 Mann zurück, mit den übrigen nahm Schulenburg den Weg über Meißen nach Leipzig, wo er auch die Pleißenburg mit einiger Mannschaft besetzte. Er suchte den Magistrat von Leipzig zu bewegen, eine Summe Geldes zur Ausrüstung der Truppen vorzuschießen, aber nur nach vieler vergeblichen Bemühung, und bloß auf sein persönliches Wort, erhielt er zuletzt 8000 Thaler nebst einigen andern Gegenständen des dringendsten Bedarfs, doch schon zu spät, um dieselben gehörig in Gebrauch zu setzen, da die schwedische Reiterey schon über die Mulde gegen Leipzig heraneilte, um die Sachsen anzugreifen. Schulenburg brach ungesäumt auf, und zog sich nach Weißenfels und Naumburg, in der

Absicht über Chemnitz nach Böhmen zu entkommen, und auf diesem Wege zu dem Könige nach Polen zu gelangen; der Mangel an Verpflegungsmitteln, dem er auf dieser Straße nur durch bares Geld hätte abhelfen können, nöthigte ihn diesen Plan aufzugeben, und seinen Rückzug gegen den Thüringer Wald fortzusetzen. Unsägliche Mühsale hatte Schulenburg auszustehn; die Einwohner, überall schon der Schweden gewärtig, versagten den Sachsen jede Hülfe, jedes noch so geringe Darlehn; unter den Truppen selbst herrschte die größte Auflösung. Der General Dünewald, der ungeachtet seiner bey Fraustadt bewiesenen Feigheit durch Gunst, welche die Gräfinn Hoym, damalige Geliebte des Königs, ihm zuwandte, wieder auf's Neue einem Theil der Reiterey vorgesetzt war, erbat sich von Schulenburg in dem Augenblicke, da ein Zusammentreffen mit den Schweden befürchtet wurde, die Erlaubniß sich zu entfernen, weil er sich nicht wohl befinde; ein Gleiches that ein Oberst von den Dragonern, und obgleich diesem sein Begehren abgeschlagen wurde, ritt er dennoch davon und ließ sein Regiment im Stich, welches hierauf unbefehligt in die Irre ging, und zurückgeholt werden mußte. Ganze Abtheilungen Reiter flohen vor dem Feinde, sobald er sich zeigte, und ließen sich gar nicht wieder sehn; truppweise kehrte das Fußvolk, nachdem es die Waffen weggeworfen, nach Sachsen zurück. Die noch bey den Fahnen blieben litten Mangel und Noth in allen Dingen; die Einwohner hatten ihre Habe meistens geflüchtet, und sperrten die Wege gegen die Nachdringenden durch Verhaue und sonstige Anstalten. Ueber Weimar und

Ilmenau setzte Schulenburg seinen bedrängnißvollen Rückzug fort. Ein schlimmer Umstand vermehrte noch seine Verlegenheit. Er hatte die 8000 Thaler, die ihm in Leipzig dargeliehen worden, und einige Bekleidungsvorräthe, die zu vertheilen keine Zeit gewesen, dem Hauptmann Benkendorf übergeben, der damit nach Eisenach vorausgehn und dort neue Befehle erwarten sollte. Dieser Offizier flüchtete aber von Eisenach, wo er sich nicht sicher glaubte, sogleich weiter nach Kassel, wo er dem Prinzen von Kurland erst seine Sendung, und, durch dessen Vorspiegelungen verleitet, alsbald auch die ganze Summe anvertraute, mit dem Beding, sie dem General Schulenburg, sobald dieser sie fordern würde, abzuliefern. Aber der Prinz hatte kaum die Summe in Händen, als er eine Stafette an Schulenburg sandte, anzeigend, daß er das Geld behalten werde, um sich wegen einer Schuldforderung an den König von Polen bezahlt zu machen, auch würde ja den sächsischen Truppen ohnehin jetzt das Geld weniger nöthig seyn, da der Abschluß des Friedens ganz nah bevorstehe. Schulenburg antwortete dem Prinzen in starken Ausdrücken, und schrieb auch dem Landgrafen von Hessen-Kassel bittre Beschwerden über dieses hinterlistige und gewaltsame Benehmen, aber beydes ohne Erfolg. Er sah niemahls etwas von diesem Gelde wieder, fand sich für den Augenblick ohne alle Baarschaft, und mußte, um nicht ganz entblößt zu bleiben, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse 2000 Thaler aus Prag holen lassen, wo zum Glück noch einige Gelder zu heben waren.

Inzwischen hatten die Sachsen in Zerrüttung

und Noth den Thüringer Wald zurückgelegt, und die Schweden, deren Reiterey unter dem Obersten Görtz ihnen bisher nachdrücklich auf den Fersen gewesen, setzten hier endlich ihrer Verfolgung ein Ziel. Während Schulenburg dem Ueberreste seiner Leute einige Ruhe gewährte, erhielt er vom Könige den Befehl, diese Truppen jetzt nicht mehr nach Polen zu führen, wo sie bey ihrer Ankunft nichts mehr nützen, sondern nur zur Last fallen würden, indem der Frieden mit Schweden schon so gut wie abgeschlossen sey; vielmehr habe er sich zu bemühen, diese Truppen in gutem Dienstverhältnisse bey dem verbündeten Heere anzubringen, wozu durch die schon in Anspruch genommene Verwendung des Churfürsten von Hannover bey dem Herzoge von Marlborough die beste Hoffnung vorhanden sey. Schulenburg begab sich nach Bamberg, um sich mit dem Churfürstem von Mainz zu besprechen, und ein erstes Unterkommen für die Truppen zu besprechen. Allein die Sache fand große Schwierigkeiten. Nur nach vielen Einwendungen nahm der Prinz Ludwig von Baden in seinem Heere vor Philippsburg endlich 1500 Moskowiter auf, welche dennoch bald nachher wieder entlassen wurden, und durch Böhmen und Polen heimziehen mußten. Den Rest der Truppen führte Schulenburg auf die Nachricht von dem zwischen Sachsen und Schweden am 14. September 1706 zu Altranstädt geschlossenen Frieden nach Thüringen zurück, wo sie Quartiere bezogen; er selbst reiste nach Warschau, wohin der König sich mit seinen Truppen einstweilen verfügt hatte, um sich dem Moskowitern zu entziehen, von welchen er, nachdem sein Bündniß mit dem Czar durch den Frieden auf-

gelöst war, nur Ungelegenheiten befürchten mußte. Schulenburg fand eine ziemlich kalte Aufnahme; seine Feinde hatten nicht unterlassen, in einer Zeit, wo die Zustände des Krieges nur traurige Ergebnisse darboten, die widerwärtigen Eindrücke auch gegen den Feldherrn zu wenden. Ihm widerfuhr sogar eine beleidigende Zurücksetzung. Der König hatte nähmlich in Grodno dem General Ogilvi, der das Heer des Czars befehligte, das Versprechen gegeben, ihn nach dem Abgange Steinau's an dessen Stelle zum Feldmarschall zu ernennen; dies geschah jetzt, wiewohl auch Schulenburg von dem Könige, als dieser ihn von seinem Abschiedsgesuche zurückzubringen bemüht gewesen, mündlich und schriftlich die betheurende Zusicherung empfangen hatte, daß niemand ihm in Betreff der Befehlsführung jemals vorgehn würde. Sein Inneres empörte sich mehr um der Wortbrüchigkeit und Schwäche, die ihm gegenüber stand, als um der Beeinträchtigung willen, die er selbst erlitt; und die derjenige nicht allzuhoch in Anschlag bringen konnte, der diese Verhältnisse mit allen Aussichten nur immer gewünscht hatte zu verlassen. Er unterdrückte jedoch seinen Unwillen und führte keine Beschwerde, da er dies für den Augenblick völlig zwecklos hielt; er war sogar bedacht, mit Ogilvi selbst im besten Einverständnisse zu leben. Der König begab sich von hier zuerst wieder nach Krakau, wo er inmitten seines glänzenden Hofes und in der reizenden Geselligkeit von Polen die Unglücksfälle seiner Staaten zu vergessen schien, dann endlich nach Leipzig, wo auch Schulenburg bald eintraf, und plötzlich wieder, gegen alles Erwarten, in großer Gunst erschien. Der König gab

die angenehmsten Feste, erlustigte sich mit Scheibenschießen und Ringelstechen, hielt Jagden bey Fackelschein, und diesen Vergnügnngen, an denen die damalige Geliebte des Königs Gräfinn Kosel und viele schwedische Generale Theil nahmen, mußte auch Schulenburg regelmäßig beywohnen, zum größten Verdrusse seiner Gegner, die ihn bald auch wieder in den wichtigsten Staatsgeschäften zu Rath gezogen sahen.

Karl XII. hielt Sachsen fortwährend besetzt, und drückte das Land durch harte Kriegslasten; er selbst hatte sein Hauptquartier auf dem Edelhofe zu Altranstädt, wo er in strenger Einfachheit wie ein rauher Krieger lebte. Der König August, den er in Polen entthront und durch sonstige harte Friedensbedingungen tief gedemüthigt hatte, besuchte ihn mehrmals, und es fanden zwischen beyden viele Höflichkeiten Statt. Auch Schulenburg machte dem Könige von Schweden zu Altranstädt seinen Besuch. Der König empfing ihn in seinem Cabinet, und trat ihm sogleich entgegen, und da Schulenburg nach einer Verbeugung schweigend die Anrede des Königs erwartete, schritt dieser, ohne ein Wort zu sprechen, immer näher auf ihn ein, und drängte den allmählich Zurückweichenden auf diese Art bis zu einer Ecke des Zimmers; nach dieser seltsamen bildlichen Wiederholung von Punitz brach er das Schweigen, und begann ein Gespräch über die Kriegsbegebenheiten, welche sie zusammen gehabt; einige schwedische Generale mischten sich in die Unterhaltung, die alsbald so lebhaft wurde, daß der König gegen seine Gewohnheit lachte und scherzte, und eine Stunde auf solche Weise zubrachte. Wäh-

rend der Mittagstafel, bey welcher Schulenburg neben dem Könige saß, sprach dieser kein Wort, und sah ernsthaft vor sich hin. Nach dem Essen, das nicht über eine halbe Stunde dauerte, folgte Schulenburg nebst den schwedischen Generalen dem Könige wieder in sein Cabinet, und man verbrachte abermals eine Stunde in munteren Gesprächen über mannigfache Gegenstände. Schulenburg speiste noch ein zweytes Mal bey ihm, und sprach ihn auch bey andrer Gelegenheit öfters, immer auf gleiche Weise begünstigt und ausgezeichnet, indem der König Gefallen fand sowohl allgemeine Verhältnisse als besondere Vorfälle aus dem Fache des Kriegswesens mit ihm durchzusprechen. Schulenburg entwirft in seinen Denkwürdigkeiten von diesem großartig sonderbaren Fürsten eine gute Schilderung, von vielen merkwürdigen Zügen belebt, und im Ganzen dem Bilde nicht unähnlich, welches späterhin durch Voltaire's Feder lebhaft ausgeführt, der diese Züge dabey vor Augen hatte, allgemeine Verbreitung und bewundernden Beyfall gefunden hat. Der Anschein guten Vernehmens zwischen dem Könige August und Karl XII. hinderte indessen letzteren so wenig als der geschlossene Frieden, in Sachsen völlig wie in einem eroberten Lande zu hausen; man rechnete, daß die Schweden binnen 13 Monaten an baarem Geld und andern Leistungen über 21 Millionen Thaler daraus gezogen. Bey dieser Bewandtniß glaubten die Sachsen durch den für sie ganz unwirksamen Frieden auch ihrerseits gegen die Schweden nicht mehr gebunden zu seyn, und man sann auf Mittel, sich der unleidlichen Bedrückung zu entledigen. Schulenburg unter andern

entwarf einen Plan, den König von Schweden in Altranstädt, wo er mit geringem Gefolge, und auf Stundesweite von den nächsten schwedischen Truppen entfernt, im Quartiere lag, nächtlich aufzuheben, ihn nach Königstein zu führen und dort so lange gefangen zu halten, bis er den Frieden, unter billigen Bedingungen neu geschlossen, treu erfüllt, und alle seine Truppen nach Schweden zurückgeschickt hätte. Die Sache war leicht und fast ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte selbst mit vier Offizieren die Oertlichkeit genau erkundet, und drang mehrmahls in den König, ihm Vollmacht und Auftrag zu ertheilen; allein dieser konnte sich nicht entschließen, und erschrack immer auf's neue vor dem Gedanken an die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit dessen Gefangenschaft aufgehört hätte. Als bald nachher im September 1707 Karl XII. bey seinem endlichen Abzuge aus Sachsen unvermuthet in Dresden erschien, und nur von vier Generalen begleitet sich der Gewalt seines bisherigen Gegners anvertraute, wurde derselbe Vorschlag von Andern angeregt, der jedoch diesmal weniger rechtlich zu begründen war; allein die bestürzten Gemüther vermochten sich nicht so schnell zu fassen, und ehe ein Entschluß zu Stande kam, war die Gelegenheit schon vorübergegangen. Schulenburg aber befand sich in dieser Zeit gar nicht in Dresden, sondern auf einer Reise in Hannover, wohin besondere Umstände ihn geführt hatten.

Seinen Unmuth über so mancherley Mißgeschick, das ihn niederbeugte, hatte der König August auf die Werkzeuge geworfen, die ihm bey dem unheil-

vollen, aber von ihm selbst beeilten Friedensschlusse gedient hatten. Der Präsident Imhof und der geheime Referendair Pfingsten waren verhaftet und nach Königstein gebracht worden, weil sie, so hieß es, bey dem Friedensgeschäft über ihre Vollmachten hinausgegangen waren. Das Gerücht hatte sich verbreitet, auch der General Schulenburg, dem man allerley vorwerfe, solle verhaftet werden. Auf diese Nachricht sandte der Churfürst von Hannover, mit Schulenburgs Schwester durch Bande dauernder Zuneigung innig verbunden, und dadurch auch für diesen mit lebhaften Antheil erfüllt, sogleich dessen jüngeren Bruder, der in seinen Diensten stand, mit dem Auftrage nach Dresden, den General zu warnen, und ihn einzuladen, im Falle wirklicher Gefahr nur sogleich an den Hof nach Hannover zu kommen. Schulenburg war allerdings in der Gunst des Königs wieder gesunken, fürchtete aber keine solche Maßregel, zu welcher auch, wie er wußte, nicht der geringste Grund vorhanden war; doch mochte er selbst wünschen, sich eine Zeitlang zu entfernen, und die Ungunst selbst zu ihrer eignen Widerlegung gebrauchend bat er den König, nach vieler Klage, daß so nachtheilige Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt würden, um die Erlaubniß, durch sein persönliches Erscheinen an mehreren Höfen den Ungrund jener Ausstreuungen thatsächlich darzuthun. Diese Erlaubniß wurde ihm gern ertheilt, und er reiste zuvörderst nach Hannover, dem Churfürsten für seine besondere Theilnahme sich dankbar zu erweisen. Dieser war eben im Begriff, nach dem Rhein abzugehen, um daselbst den Oberbefehl der Reichstruppen zu übernehmen, und

ließ durch seinen Gesandten in Dresden für Schulenburg um die Anführerstelle über die sächsischen Kriegsvölker nachsuchen, allein diese Stelle war bereits dem General Wackerbarth zugesagt, der als sächsischer Gesandter in Wien die Verwendung des Kaiserlichen Hofes für sich hatte. Nichtsdestoweniger überwog zuletzt der Einfluß des Churfürsten, in welchem schon der künftige König von Großbritannien berücksichtigt wurde, und Schulenburg erhielt den Oberbefehl über die sächsischen Truppen, welche 9000 Mann stark im Juni 1708 nach den Niederlanden zogen, um in holländischem Solde gegen die Franzosen zu fechten.

Der Krieg um die Erbfolge in Spanien wurde von Ludwig XIV. und seinen verbündeten Gegnern mit aller Erbitterung fortgeführt. Den französischen Befehlshabern, dem Herzoge von Vendome und später dem Marschall von Villars, standen der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, beyde in seltener Eintracht siegreich verbunden, als Anführer des verbündeten Heeres in den Niederlanden gegenüber. Schulenburg fand hier erwünschte Verhältnisse, tüchtige Streitkräfte, geschickte Führung, erprobte Feldherren, welche seinen Werth erkannten, und sein Vertrauen verdienten. Die Verbündeten hatten eben am 11. Juli 1708 den Sieg bey Oudenarde erfochten, und Prinz Eugen belagerte Ryssel, als Schulenburg mit seinen Truppen bey dem Heere anlangte, wo bald nachher auch der König August selbst eintraf. Schulenburg that sich alsbald in Rath und Ausführung hervor; sein geistvolles Urtheil und seine besonnene Tapferkeit gewannen ihm vor allen die Zuneigung

des Prinzen Eugen, der ihn durch besonderes Vertrauen und ehrenvolle Aufträge auszeichnete. Seine Stellung jedoch brachte es mit sich, daß der Ruhm seines Nahmens minder ausschließlich glänzte, als da er selbst den Oberbefehl eines unabhängigen, wenn auch geringeren Ganzen geführt. Dagegen sollte sein Verdienst hier auf einem ganz neuen Gebiete hervorleuchten. In den Niederlanden hatte man viel mit Belagerungen zu schaffen, und Schulenburg, der zwar in jedem Theile der Kriegskunst bewährte Kenntniß und Einsicht besaß, aber bisher fast nur im freyen Felde gegen den Feind gestanden hatte, lernte hier durch werkthätige Erfahrung in dem Festungskriege dasjenige Fach kennen, dem er künftig seines Ruhmes schönsten Lorbeer verdanken sollte! Als im folgenden Jahre 1709 unter der Oberaufsicht des Herzogs von Marlborough die Belagerung von Dornik begann, erhielt er die Leitung eines der drey Angriffe, welche gegen die Festung gerichtet wurden. Seinem Befehle waren hiebey drey Generallieutenants untergeben, der Herzog von Argyle, der General Weck und der Graf Wackerbarth. Sein Angriff rückte von allen am schnellsten vor, und beunruhigte die Franzosen am meisten; er hatte bereits den bedeckten Weg von der Schelde, das dortige Hornwerk und die dabey befindlichen Basteyen mit Sturm erobert, und einen Ausfall glücklich zurückgeschlagen, als die Besatzung die Stadt übergab und sich auf die Citadelle beschränkte. Schulenburg eröffnete auch gegen diese die Laufgräben, und führte seinen Angriff über und unter der Erde, — denn in den Minen sogar kam es zu förmlichen Gefechten, — mit solcher Geschick-

lichkeit, daß die Franzosen nach 26 Tagen hartnäckigster Gegenwehr sich kriegsgefangen gaben. Kaum war diese Belagerung beendigt, so eilte Schulenburg mit seinen Tuppen zu dem verbündeten Heere, welches sich anschickte, den Fran osen eine Schlacht zu liefern, die aber der Prinz Eugen nicht zulassen wollte, bevor nicht die Belagerungstruppen von Dornik eingetroffen wären; sie kamen Abends den 10. September an, und am 11. begann die große Schlacht von Malplaquet, in welcher von beyden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer und größtem Verluste gestritten wurde, bis zuletzt doch die Franzosen unterlagen. Schulenburg stand mit den Sachsen an diesem heißen Tage im ersten Treffen, unter dem Befehl des Prinzen Eugen, und bewies so außerordentliche Proben der Einsicht und Tapferkeit, daß dieser Feldherr ihm laut seine Bewunderung zollte, und ihn von dieser Zeit mehr als irgend einen andern seiner Generale ehrte. Im Juli des Jahres 1710 wurde den Generalen Schulenburg und Fagel die Belagerung von Bethune aufgetragen, welche Festung mit einer starken Besatzung versehen und dem tapfern General Vauban, einem Verwandten des berühmten Marschalls, zur Vertheidigung anvertraut war. Sie rückten mit 20,000 Mann am 15. Juli vor den Platz, der sogleich berennt und bald nachher beschossen wurde. Anfangs machte der General Fagel auf seiner Seite raschere Fortschritte; Schulenburg hatte bey seinen Arbeiten größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil der Boden, durch Ueberschwemmung verdorben, erst ausgetrocknet werden mußte, bevor der Angriff geschehen konnte. Seine Anstalten waren aber so

zweckmäßig, daß selbst die Holländer, jedes Wasserbetriebes vor allen kundig, ihr Erstaunen darüber ausdrückten; die Abzapfung des Wassers, welche man für unmöglich gehalten, wurde mit großer Anstrengung in wenig Tagen bewirkt; der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough kamen selbst, um die merkwürdige Arbeit in Augenschein zu nehmen. Schulenburg schlug hierauf mehrere Ausfälle der Belagerten siegreich zurück, und setzte dann seinen Angriff so rasch und nachdrücklich ins Werk, daß er bereits alle Anstalten zum Hauptsturme traf, als die Franzosen, in Erwägung dieser Gefahr, den bisher hartnäckig vertheidigten Platz am 28. August an ihn übergaben. Der General Fagel empfand über Schulenburgs unvermuthetes Gelingen solchen Verdruß, und konnte sich so wenig in das Geschehene finden, daß er kaum davon abzubringen war, die schon übergebenen Werke noch weiter zu beschießen, um sie auch seinerseits einzunehmen. Mit der Eroberung einiger andern Festungen, wobey wir Schulenburgs jedoch nicht erwähnt finden, wurde dieser Feldzug geendigt.

Inzwischen hatten die Wandlungen der Gunst und die Ränke der Selbstsucht am sächsischen Hofe nach wie vor ihr verderbliches Spiel, und erstreckten ihren gehässigen Einfluß auch auf Schulenburgs Verhältnisse, und dies um so mehr, als mit seinem Verdienst und Ruhm auch die Eifersucht und Erbitterung seiner Feinde zunehmen mußte. Ueberdrüssig der vielen Widerwärtigkeiten und unaufhörlichen Plackereyen, ging er während eingetretener Waffenruhe nach Sachsen, wiederholte sein oftmals erneuertes Gesuch, und bestand auf seinem Abschied,

den er endlich im April des Jahres 1711 erlangte. Vergebens suchte der König ihn auch diesmal durch Versprechungen und Schmeicheleyen von seinem Vorhaben abzuwenden; er fand ihn unerschütterlich in seinem Entschlusse beharrend, und mußte ihm willfahren. Er that es in Gnaden, und ließ ihm noch zuletzt, als Zeichen dankbarer Anerkennung seiner vieljährigen ruhmvollen Dienste, ein ansehnliches Geschenk reichen, zugleich als Ersatz für so mancherley Opfer, die er aus eigenen Mitteln im Laufe dieser Dienste angewendet. Von hier an mangeln uns über die nächsten Lebensjahre Schulenburgs die umständlichen Nachrichten. Wir können nur angeben, daß er diese Zeit theils auf seinem Gute Emden bey Magdeburg, theils auf Reisen in Deutschland, Holland und England zugebracht, und unter andern im Jahre 1712 zu Frankfurt am Main der Kaiserkrönung Karls VI. und im Jahre 1713 dem Friedenskongresse zu Utrecht, der den spanischen Erbfolgekrieg beendigte, beygewohnt habe. Ohne Zweifel war er in dieser Zwischenzeit, auch ohne in Staatsdiensten zu seyn, in den öffentlichen Angelegenheiten vielfach thätig und wirksam. Seine Verbindungen in Sachsen dauerten fort; andere sehr angesehene hatte er, wie schon erwähnt, in Hannover; aus dem Kriegsdienst in dem verbündeten Heere, der ehrenden Freundschaft des Prinzen Eugen und der Hochachtung des Herzogs von Marlborough verblieben ihm nahe und wichtige Verhältnisse. Seinen Reisen, seiner Anwesenheit bey den genannten großen Staatshandlungen, dürfte wohl, neben persönlichen Zwecken, ein politischer Antheil nicht ganz fremd gewesen seyn. Doch fehlen hier-

über die sichern Angaben. Wir finden ihn gegen Ende des Jahres 1714 zu Wien in der ausgezeichnetsten Gunst bey dem Kaiser und im vertrautesten Umgange mit dem Prinzen Eugen, der in den wichtigsten und geheimsten Arbeiten der Kriegs- und Friedensgeschäfte ihn häufig zur Theilnahme berief. Sein wirklicher Eintritt in kaiserliche Kriegsdienste würde sonder Zweifel bald erfolgt seyn, wenn nicht von anderer Seite eine ganz neue Aussicht ihn gerufen hätte, welche dem kaiserlichen Hofe wie ihm selbst genehm und erwünscht seyn mußte.

(Der Schluß dieser Biographie folgt im zweyten Theile.)

Ende des ersten Theils.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Biographische Denkmale

Bd.: 1.

Wien 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 124 -58
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245432-5